

Kulturtopographie
des alemannischen Raums

Band 3

Herausgegeben von
Jeffrey F. Hamburger, Nigel F. Palmer und Hans-Jochen Schiewer

Aus der Werkstatt Diebold Laubers

Herausgegeben von
Christoph Fasbender

unter Mitarbeit von Claudia Kanz
und Christoph Winterer

De Gruyter

ISBN 978-3-11-026206-3

e-ISBN 978-3-11-026207-0

ISSN 1867-8203

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2012 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/Boston

Bildnachweis der Abbildung auf dem Umschlag: Ausschnitt aus: Heidelberger Handschrift. Cod. Pal. Germ. 22, fol. 2^r. Bibel, dt. Hagenau – Werkstatt Diebold Lauber, 1441–1449. Universitätsbibliothek Heidelberg, »Titel« o. »Signatur«.

Satz: Nadja Rümelin, Freiburg

Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhalt

CHRISTOPH FASBENDER	1
Einleitung	
IRINA MERTEN	15
Der ›Straßburger Anhang‹ zur ›Legenda aurea‹ des Cod. Pal. germ. 144 – ein Produkt der ›Straßburger Werkstatt von 1418‹?	
STEFANIE SCHMITT	35
Alexanders Tod? Ein unbeachteter Text aus der Münchner ›Alexander- Handschrift Cgm 203	
CHRISTOPH FASBENDER	59
Vom Titulus zum Textregister Notiz zur Erschließung zweier später Handschriften des ›Wilhelm von Orlens‹	
WALTER KOFLER	71
Kontinuität und Brüche Die Produktion von Spielmanns- und Heldendichtung im Elsaß des 15. Jahrhunderts	
CORDULA KROPIK	99
Heldenepik im Bild Zu Diebold Laubers Illustrierung der ›Virginal‹	
JENS HAUSTEIN	123
Text und Bild im Brüsseler ›Tristan‹	
MICHAEL STOLZ / GABRIEL VIEHHAUSER	131
Spätformen mittelalterlicher Textreproduktion Die ›Parzival‹-Handschriften der Lauberwerkstatt	
CHRISTINE PUTZO	165
Laubers Vorlagen Vermutungen zur Beschaffenheit ihres Textes – Beobachtungen zu ihrer Verwaltung im Kontext der Produktion. Am Beispiel der Überlieferungen von ›Flore und Blanscheflur‹ und ›Parzival‹	

VI

CHRISTOPH WINTERER	197
Zeitlupe und trügerische Aposiopese Zum Erzählrhythmus der Bilder in Laubers ›Flore und Blanscheflur‹	
WOLFGANG ACHNITZ	223
<i>Item daz bispyl buoch genant der welt louff</i> Literarische Kleinformen im Angebot des Buchhändlers Diebold Lauber	
ARNOLD OTTO	245
Geistliches aus Diebold Laubers Frühzeit Die Handschriften M 60 aus der Sächsischen Landesbibliothek Dresden und W. fol. 251 aus dem Historischen Archiv der Stadt Köln	
RENÉ WETZEL	257
Diebold Laubers <i>ysopus gemolt?</i> Zur Boner-Handschrift Cod. Bodmer 42 (G) in der Bibliotheca Bodmeriana, Cologne-Genf	
ULRIKE BODEMANN	287
Diebold Lauber, Hans Schilling und die heiligen drei Könige Beobachtungen zur Handschrift London, British Library, Add. 28752	
CHRISTOPH MACKERT	299
Ein typisches Produkt aus der Spätzeit der Lauber-Werkstatt? Zur Handschrift der ›Leipziger Margarethe‹	
ANHANG	327
Farbtafeln	329
Literaturverzeichnis	345
Register historischer Personen, Werke und Orte	376
Handschriftenregister	380

Laubers Vorlagen

Vermutungen zur Beschaffenheit ihres Textes – Beobachtungen zu ihrer Verwaltung im Kontext der Produktion. Am Beispiel der Überlieferungen von ›Flore und Blanscheffur‹ und ›Parzival‹

1. Laubers Texte – ein erkenntnistheoretisches Problem der Forschung

Arbeiten am Text der Handschriften aus dem Produktionszusammenhang um Diebold Lauber im Elsaß sind rar. Sie teilen sich in zwei Gruppen: Auf der einen Seite stehen verstreute textkritische Bemerkungen von Herausgebern, die für ihre Editionen Lauber-Handschriften auswerteten. Sie sind zumeist älteren Datums und entstanden teilweise noch in Unkenntnis der Zugehörigkeit der untersuchten Handschrift zur elsässischen Werkstatt, deren Umrisse sich seit KAUTZSCHS Initiativstudien nur sukzessive schärfen; häufig sind sie zudem von grundsätzlicher Geringschätzung der spätmittelalterlichen ›Volkshandschriften‹ geprägt, wo nicht verstellt.¹ Auf der anderen Seite, nur irrtümlich damit verbunden, stehen Ansätze der jüngeren Forschung, die eine umfassende Auseinandersetzung mit den Texten der elsässischen Handschriften bislang allerdings eher einforderte als leistete.² Vorstöße dieser Art sind Ausdruck des wissenschaftlichen Perspektivenwechsels, der den Produktionszirkel³ um Diebold Lauber in den letzten

1 Dazu bereits CHRISTOPH FASBENDER, *hübsch gemolt* – schlecht geschrieben? Kleine Apologie der Lauber-Handschriften, *ZfdA* 131 (2002), S. 66–78, hier S. 72–74. Zum Begriff ›Volkshandschriften‹, der auf HANS WEGENER zurückgeht (Die deutschen Volkshandschriften des Mittelalters, in: *Mittelalterliche Handschriften. Paläographische, kunsthistorische, literarische und bibliotheksgeschichtliche Untersuchungen. Festgabe zum 60. Geb. von Hermann Degering*, hg. von ALOIS BÖMER und JOACHIM KIRCHNER, Leipzig 1926, S. 316–325), vgl. ANDREA RAPP, *bücher gar hübsch gemolt*. Studien zur Werkstatt Diebold Laubers am Beispiel der Prosabearbeitung von Bruder Philipps ›Marienleben‹ in den Historienbibeln Ia und Ib, Bern [usw.] 1996 (Vestigia Bibliologiae 18), S. 2 mit Anm. 5.

2 Zu nennen ist in erster Linie der programmatische Beitrag FASBENDERS [Anm. 1]; vgl. ferner DERS., *Werkstattsschreiber*. Aus Anlass der jüngeren Forschung zur Handschriftenproduktion Diebold Laubers, *Das Mittelalter* 7 (2002), S. 110–124. Als erster forderte jedoch gerade ein Kunsthistoriker, »das Verhältnis der von Lauber vertriebenen Texte untereinander und zu den Urtexten fest[zustellen] und die Textänderungen qualitativ [zu] werten«: CHRISTIAN VON HEUSINGER, *War Diebold Lauber Verleger?*, in: *De captu lectoris. Wirkungen des Buches im 15. und 16. Jahrhundert dargestellt an ausgewählten Handschriften und Drucken*, hg. von WOLFGANG MILDE und WERNER SCHUDER, Berlin/New York 1988, S. 145–154, hier S. 145. Eine gezielte Vergleichsstudie zum Text von Lauber-Handschriften bietet jetzt der Beitrag von MICHAEL STOLZ/GABRIEL VIEHHAUSER-MERY in diesem Band; vgl. ferner die grundsätzlichen Bemerkungen auch bei GABRIEL VIEHHAUSER-MERY, *Die ›Parzival‹-Überlieferung am Ausgang des Manuskriptzeitalters. Handschriften der Lauberwerkstatt und der Straßburger Druck*, Berlin/New York 2009 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 55 [289]), S. 11–13.

3 Wichtiges Ergebnis der wegweisenden Studie LIESELOTTE E. SAURMA-JELTSCHS zur ›Werkstatt Diebold Laubers‹ und der damit verbundenen, älteren ›Werkstatt von 1418‹ (Spätformen mittel-

Jahrzehnten zunehmend ins Blickfeld gerückt hat und der seine bildhistorische Erschließung in diesem Zeitraum weit fortschreiten ließ. Die Germanistik jedoch blieb hier gegenüber der Kunstgeschichte zurück.

So überrascht es nicht, daß zum leitenden Interesse der zweiten, jüngeren Gruppe fast automatisch die Frage nach dem gestalterischen Moment der Textverarbeitung im Lauberschen Bild-Text-Produkt wurde. »War Diebold Lauber Verleger?«, lautete diese Frage in programmatischer Zuspitzung im 1988 erschienenen Aufsatz CHRISTIAN VON HEUSINGERS, der damit auf die »die Textänderungen« und »die Absichten« zielt, »die die bei Lauber verbreitete Form des Textes erkennen läßt.«⁴ Und auch CHRISTOPH FASBENDERS ›Kleiner Apologie der Lauber-Handschriften‹, die 2002 den Perspektivenwechsel der germanistischen Forschung am deutlichsten markierte, geht es, »kurz gesagt, um die erkennbare Individualität der Handschrift noch im Zeitalter ihrer gewerblich organisierten Herstellung.«⁵

Es scheint mir nicht unwahrscheinlich zu sein, daß ein Betrieb, der entweder sehr konkrete eigene Vorstellungen zu verwirklichen suchte oder, was wahrscheinlicher ist, sich sehr genau anhörte, was seine Kunden wünschten, auch in der Gestaltung der Texte auf Qualität zu achten bereit war.⁶

Dieser viel zu lange versäumte Zugriff auf das Corpus der Hagenauer Buchproduktion ist nötig und wichtig. Er verspricht hohen Aufschluß auf die Arbeitsformen, den Kundenkreis und – zuvörderst – auf das Selbst- und Textverständnis der Hagenauer Produktion.

In (philo-)logischer Hinsicht jedoch muß ihm ein Schritt vorangehen: die Frage nach den Textvorlagen, denen der gestalterische Zugriff Diebolds, seiner Schreiber oder eines im Einzelfall unbekanntem Redaktors galt. Das ist nur scheinbar ein Griff ins Dunkle. Zwar ist in keinem mir bekannten Fall eine außerhalb der Werkstatt entstandene Handschrift erhalten geblieben, die als unmittelbare Vorlage für die Buchherstellung des Hagenauer Betriebs identifiziert wurde. Die Rückerschließung und die hypothetische Einbeziehung von Vorlagendaten aber sind ein gebräuchliches und bei hinreichender methodischer Absicherung durchaus zuverlässiges Verfahren

alterlicher Buchherstellung. Bilderhandschriften aus der Werkstatt Diebold Laubers in Hagenau, 2 Bde., Wiesbaden 2001) ist, daß für keinen dieser zwei Fälle von einer ›Werkstatt‹ im Sinne eines unmittelbaren räumlichen und zeitlichen Zusammenwirkens der beteiligten Schreiber und Maler die Rede sein kann und daß auch die durchgehende Bindung an die erst relativ spät bezugte Person Diebold Laubers nicht gesichert ist. Die folgende Untersuchung versucht diesen Erkenntnissen Rechnung zu tragen, indem sie neben dem etablierten Begriff ›Werkstatt‹ Bezeichnungen wie ›Produktionszusammenhang‹, ›kontext‹, ›Organisation‹ oder, wie von SAURMA-JELTSCH (ebd., S. 17, 111f. und 225f.) vorgeschlagen, ›Produktionszirkel‹ verwendet. Wo von ›Diebold Lauber‹ im Sinne eines im Hintergrund wirkenden Redaktors oder Planers die Rede ist, mag der Name im Zweifelsfall als pragmatische Chiffre gelten.

4 HEUSINGER [Anm. 2], S. 145. Aus grundsätzlich anderer, nämlich ökonomisch-soziologischer Perspektive stellte diese Frage zuvor fast wörtlich schon GUDRUN WOLF in ihrer ungedruckten Dissertation: Untersuchungen zur Literatursoziologie des deutschen Buches im Mittelalter mit besonderer Berücksichtigung der Schreibstuben des Meister Hesse in Straßburg und des Diebold Lauber in Hagenau, Diss. masch., Innsbruck 1963, hier bes. S. 87–90 (Kapitel ›Diebold Lauber – ein Verleger?‹).

5 FASBENDER [Anm. 1], S. 70.

6 Ebd., S. 69.

der Rekonstruktionsphilologie – Handwerk also der ersten der zwei einleitend genannten Wissenschaftsgruppen. Deren Erkenntnisinteressen und Perspektiven allerdings stehen denen der zweiten, ›gestaltungsorientierten‹ diametral entgegen: Was aus Sicht der ersten Gruppe ein textkritisch ›guter‹, also vorlagengetreu kopierter Text ist, steht aus Sicht der zweiten Gruppe unter dem Verdacht »biedere[r] Bequemlichkeit«.7 Ein sprachlich oder inhaltlich bearbeiteter, redaktionell gestalteter Text dagegen, der Zeugnis von der ›Qualität‹ der Lauber-Handschriften mit Blick auf die Bedürfnisse der historischen Rezipienten ablegt, ist ein im textkritischen Sinne ›schlechter‹ Text, der gerade keine besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen wird. An dieser unwillkürlichen, nicht immer bemerkten Verkreuzung der Perspektiven mag es liegen, daß mit den Texten hinter den Texten Laubers einer der germanistisch interessantesten Aspekte der elsässischen Produktionsstätte eigentümlich selten in den Blick der Wissenschaft geriet.

Der in der deutschen Überlieferung des Mittelalters einmalige Fall einer so großen Gruppe von Handschriften eines einzelnen Skriptoriums, wie ihn der Lauber-Bestand bietet, enthält ein rekonstruktives Potential, das bislang völlig ungenutzt blieb – sowohl für die Erschließung von Informationen über den elsässischen Betrieb als auch für den Census der älteren volkssprachigen Überlieferung im deutschen Südwesten. Besonders dort, so werden die folgenden Ausführungen zeigen, wo Handschriften der Produktion um Diebold Lauber den gleichen Text mehrfach überliefern, bieten sie potentiell Aufschluß auf die Beschaffenheit, das Alter und die Herkunft der in der Werkstatt benutzten Vorlagen. Führt man diese – nur schlaglichtartigen, doch im Einzelfall recht konkreten – Daten mit denen zusammen, die der Vergleich der werkstatteigenen Ausstattungen der betreffenden Handschriften ergibt, lassen sich Rückschlüsse auch auf die Funktionalisierung der Vorlagenexemplare im Produktionskontext gewinnen. Von Interesse ist das vor allem in solchen Fällen, in denen Laubers Produktion keine im weitesten Sinne zeitgenössischen, spätmittelalterlichen Texte verarbeitete, sondern auf Literatur des 13. Jahrhunderts zurückgriff. Mehrfachüberlieferungen liegen hier nur für drei Romane vor: Aus dem Kontext der Lauber-Produktion sind zwei Handschriften von Konrad Flecks ›Flore und Blanscheflur‹, drei Handschriften des ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach und drei Handschriften von Konrads von Würzburg ›Trojanerkrieg‹ mit Fortsetzung eines unbekanntem Verfassers erhalten. Berücksichtigt man auch die Erzeugnisse der ›Elsässischen Werkstatt von 1418‹, treten Rudolfs von Ems ›Alexander‹ und ›Wilhelm von Orlens‹ hinzu, die aus jedem Produktionszusammenhang ein- bzw. zweimal erhalten sind.⁸

7 So – *cum grano salis* – ebd., S. 70.

8 Auch die ›Tristan‹-Romane Gottfrieds von Straßburg und Ulrichs von Türheim sowie ›Tristan als Mönch‹ sind der Liste möglicherweise hinzuzufügen: Sie überlieferte neben der Lauber sicher zugewiesenen Handschrift Brüssel, Bibliothèque Royale, Ms. 14697 (Sigle R) auch eine auf 1489 datierte, 1870 verschollene, ehemals Straßburger Handschrift (Privatbesitz Johann Georg Scherz, Sigle *S), deren Text noch in einer neuzeitlichen Abschrift (Hamburg, SUB, Cod. germ. 12; Sigle S) zugänglich ist. Die Texte beider Handschriften hängen so eng zusammen, daß eine gemeinsame Vorlage vermutet wurde: BETTY C. BUSHY, ›Tristan als Mönch‹. Untersuchungen und kritische Edition, Göppingen 1974 (GAG 119), S. 12–16, bes. S. 15; vgl. auch RENÉ WETZEL, Die handschriftliche Überlieferung des ›Tristan‹ Gottfrieds von Strassburg, untersucht an ihren Fragmenten, Freiburg/Schweiz 1992 (Germanistica Friburgensia 13), S. 403. Die späte Datierung der verlorenen Handschrift *S schließt allerdings aus, daß sie dem Produktionszirkel um

Der folgende Beitrag wird zwei dieser Überlieferungen, ›Flore und Blanscheflur‹ und ›Parzival‹, mit Blick auf die zugrundeliegenden Textvorlagen exemplarisch untersuchen. Das Bild, das sich anhand dieser zwei – nur durch den Zufall der Überlieferung corpusbildenden – Fälle von den Textvorlagen und ihrem Gebrauch in Laubers Produktion ergibt, ist konträr. Über die Gründe wird zu spekulieren sein.

2. ›Flore und Blanscheflur‹

Konrad Flecks am ehesten um 1200 im elsässischen Raum entstandener Roman ›Flore und Blanscheflur‹ gehört zu den Texten, deren vollständiger Erhalt ausschließlich Laubers Produktion zu verdanken ist: Neben zwei Hagenauer Handschriften – jetzt Heidelberg, UB, Cod. Pal. germ. 362 (Sigle H), und Berlin, SBB-PK, Ms. germ. fol. 18 (Sigle B) – überliefern ihn lediglich zwei Fragmente des 13. bzw. 14. Jahrhunderts.⁹ Der mittelhochdeutsche ›Flore‹ wäre ohne seine Aufnahme in Laubers Programm heute weitgehend verloren.

Daß die Heidelberger und die Berliner Handschrift in verhältnismäßig großem zeitlichen Abstand voneinander entstanden, belegen ihre Wasserzeichen und auch das Erscheinungsbild, das sie unterschiedlichen Phasen der Werkstatt zuweist: H, mit ganzseitigen, kolorierten Federzeichnungen, verzierter Eingangsseite und durchgehendem Lombardenschmuck typisches Produkt der wirtschaftlichen Hochphase des Betriebs, entstand nach 1442/1444; B, ein wohl von Laubers eigener Hand stammendes, nur sparsam verziertes »Halbfertigprodukt« der Spätphase, dessen vorgesehene Illustrationen nicht mehr zur Ausführung gelangten, erst nach 1466/68.¹⁰ Dennoch basie-

Diebold Lauber unmittelbar zuzuweisen ist; auch weichen die Zwischenüberschriften in *S von denen in R ab (BUSHEY, ebd., S. 12).

- 9 Frauenfeld, Archiv der katholischen Kirchengemeinde, III Bg 3 (Sigle F); Prag, Nationalbibliothek, Cod. 24.C.6 (Sigle P). Von den über 8000 Versen der vollständigsten Überlieferung in H bewahrt F noch 737, P nur 168 Verse; B bricht durch Blattverlust nach V. 7916 ab. Die nach wie vor gebräuchliche Ausgabe SOMMERS (Flore und Blanscheflur. Eine Erzählung von Konrad Fleck, hg. von EMIL SOMMER, Quedlinburg/Leipzig 1846 [Bibliothek der gesammten Deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit 12]) entstand wie auch ihre Überarbeitung durch GOLTHER (Tristan und Isolde und Flore und Blanscheflur, hg. von WOLFGANG GOLTHER, 2 Bde., Berlin/Stuttgart [1888/1889] [Deutsche National-Litteratur 4/2]) noch ohne Kenntnis der frühen Fragmente und basiert somit ausschließlich auf den Lauber-Handschriften. Erst die spätere Teilausgabe RISCHENS verwertet die ältere Überlieferung: Bruchstücke von Konrad Flecks Floire und Blanscheflur nach den Handschriften F und P unter Heranziehung von B H, hg. von CARL H. RISCHE, Heidelberg 1913 (Germanische Bibliothek, 3. Abteilung 4). Meine in Druckvorbereitung befindliche Neuedition des Romans, aus deren Arbeitszusammenhang auch die folgenden Überlegungen stammen, folgt der erschlossenen Leithandschrift *HB und basiert damit wieder auf Laubers Texten: Konrad Fleck, Flore und Blanscheflur. Text und Untersuchungen, Berlin (MTU).
- 10 Zu den genannten Produktionsphasen der Werkstatt die Darstellung SAURMA-JELTSCHS [Anm. 3], Bd. 1, S. 109–135 (bes. S. 109–111, 133–135) und S. 135–154; die Bezeichnung »Halbfertigprodukte« ebd., S. 142 [u. ö.], die Zuweisung von B zur Hand Laubers ebd., S. 72 und S. 136, Anm. 495, Beschreibungen beider Codices ebd., Bd. 2, S. 67–69 (Kat.-Nr. I.45) und S. 133 (Kat.-Nr. II.1). Zur Heidelberger Handschrift vgl. ferner die Katalogbeschreibung in: Die Codices Palatini germanici

ren beide Handschriften auf der gleichen Vorlage. Das geht nicht nur aus einer Vielzahl gemeinsamer Fehler hervor, sondern wird auch dadurch belegt, daß beide Handschriften eine größere Korruption infolge eines mechanischen Defekts enthalten, die schon *HB aus einer Vorgängerhandschrift kopiert haben muß: Durch die Vertauschung eines Doppelblatts spätestens in der Vorlage von *HB erscheinen vier Textblöcke etwa gleichen Umfangs in falscher Reihenfolge; H und B überliefern an den Bruchstellen gemeinsame Textänderungen, die die durch die Vertauschung entstandenen syntaktischen Störungen zu berichtigen versuchen.¹¹ Daß die jüngere Handschrift B eine Abschrift von H sein könnte, ist auszuschließen, da B wiederholt Verspartner überliefert, die H ausläßt und Lesarten richtig wiedergibt, die H entstellt. Nichts spricht dafür, daß – was freilich auch nicht völlig auszuschließen ist –, B die Abschrift einer Zwischenstufe ist.

Den Text dieser zwei späten Handschriften beurteilte ihr Erstherausgeber SOMMER als äußerst schlecht. Sein programmatisches Verdikt – »Beide handschriften zusammen haben noch nicht den werth einer halbguten« – ist seither widerspruchslos durch die Forschung transportiert worden.¹² Für die Heidelberger Handschrift aber ist es im textkritischen Sinne, für die Berliner Handschrift im ›gestalterischen‹ Sinne zu revidieren. Der Berliner Text, spätes Produkt wohl Diebold Laubers selber, stellt eine planende sprachliche Bearbeitung dar, deren offenkundiges Ziel es ist, den zum Zeitpunkt der Abschrift bereits ein Vierteljahrtausend alten Text für einen zeitgenössischen Leserkreis aufzubereiten.¹³ Laubers reflektierte Redaktion darf in dieser Hinsicht trotz zahlreicher Mißverständnisse durchaus als gelungen bezeichnet werden – eine kritische Ausgabe des ›Flore‹ aber hätte sie unmöglich gemacht, würde sie nicht durch den Text der Heidelberger Handschrift ergänzt. Deren Schreiber nämlich verkörpert den gegenteiligen Typus: Er reproduziert den Text der gemeinsamen Vorlage geradezu mechanisch

in der Universitätsbibliothek Heidelberg (Cod. Pal. germ. 304–495), bearb. von MATTHIAS MILLER und KARIN ZIMMERMANN, Wiesbaden 2007 (Kataloge der Universitätsbibliothek Heidelberg 8), S. 238–240. Ein vollständiges Digitalisat der Handschrift bietet die Universitätsbibliothek Heidelberg unter <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg362> (19.08.2010).

11 Betroffen sind Verse 7231–7494, die in beiden Handschriften in der Reihenfolge 7297–7360, 7231–7296, 7425–7494, 7361–7424 erscheinen.

12 SOMMER [Anm. 9], S. XXXVII. Vgl. fast wörtlich auch KARL BARTSCH, Zur Kritik von Flore und Blanschefur, in: DERS., Beiträge zur Quellenkunde der altdeutschen Literatur, Straßburg 1886, S. 60–86, hier S. 60; ROBERT SPRENGER, Zu Konrad Flecks Flore und Blanschefur, in: Programm des Realprogymnasiums zu Northeim, Northeim 1887, S. 1–11, hier S. 1; HANS LAMBEL, Zu Konrad Flecks Flore und Blanschefur. Ein neugefundenes Bruchstück einer älteren Handschrift, in: Festschrift zum VIII. allgemeinen deutschen Neuphilologentage in Wien Pfingsten 1898, hg. von JAKOB SCHIPPER, Wien/Leipzig 1898, S. 37–58, hier S. 37; LORENZ ERNST, Floire und Blanschefur. Studie zur vergleichenden Literaturwissenschaft, Straßburg 1912 (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der Germanischen Völker 118), S. 23.

13 Die Modifizierungen Laubers, die meine Untersuchungen zur Neuausgabe des Romans [Anm. 9, in Druckvorbereitung] ausführlich zusammenstellen, seien hier nur skizziert: Sie reichen von morphologisch-syntaktischen Verdeutlichungen über die Einfügung verstärkender und akzentuierender Epitheta oder Adverbien, Umformulierungen des Vorlagentextes durch verständlichere Synonyme bis hin zur gänzlichen Neuschreibung kürzerer Passagen und der Hinzufügung von Verspaaren. Erkennbarer Zweck ist in allen diesen Fällen, den Text konziser und lesbarer zu gestalten und ihn, wo (vermeintlich) nötig, zu korrigieren, ohne indes inhaltlich neue Akzente zu setzen.

getreu. Vermutlich arbeitete er zudem unter Produktionsdruck: Über weite Strecken der Abschrift scheint ihm in erster Linie daran gelegen gewesen zu sein, eine intakt wirkende Oberfläche zu schaffen, d. h. die Seiten gleichmäßig zu füllen und den Text so getreu und richtig wie eben möglich wiederzugeben – in engen Grenzen: ohne den stetig fortschreitenden Schreibprozeß irgend zu unterbrechen und ohne mehr als das auf den ersten Blick Erfasste zu reproduzieren. Rücksicht auf inhaltlichen oder syntaktischen Sinn lag nicht immer in den Grenzen dieses Möglichen, wie eine Fülle von Fehlern belegt, die die darunter leicht zu erahnende oder durch B belegte Form der Vorlage durch sinnlose Buchstabenkombinationen oder durch graphemisch ähnliche, im Kontext aber semantisch oder syntaktisch widersinnige Begriffe wiedergeben.¹⁴

Resultat eines derartigen Kopiervorgangs ist eine aus sprachlicher und gestalterischer Perspektive ungemein schlechte, im kritischen Sinne aber hervorragende Abschrift: Der Text der Vorlage *HB wird durch den Heidelberger Schreiber ohne nennenswerte Änderungsbestrebungen konservativ reproduziert und scheint gerade in den zahlreichen graphemisch erklärbaren Fehlern durch die Handschriftenseite gleichsam hindurch. Die hohe textkritische Qualität dieser Überlieferung steigert sich noch durch das komplementäre Zusammenspiel mit dem Text Diebold Laubers in B, der zwar redigierend eingreift, mit intelligenterem Blick auf die Vorlage jedoch häufig komplexere sprachliche Konstruktionen dort versteht und bewahrt, wo der Heidelberger Schreiber sie korrumpiert. Die Hagenauer Überlieferung des ›Flore‹ bietet so geradezu ideale Voraussetzungen zur Rekonstruktion des Textes von *HB. Ihr Aufschlußwert reicht jedoch darüber hinaus: Aus graphemischen, phonologischen, morphologischen, lexikalischen und auch materialen Indizien der zwei erhaltenen Textzeugen H und B ist eine Reihe sich ergänzender Daten ableitbar, die zusammen ein verhältnismäßig gesichertes Bild der Vorlage *HB ergeben.¹⁵

Die offenkundigsten Hinweise sind phonologischer Art: Weder H noch B enthalten Spuren ostoberdeutscher Schreibungen oder Reflexe der sog. neuhochdeutschen Lautwandelprozesse (Diphthongierung, Monophthongierung), von denen der westoberdeutsche Raum, in dem der Roman bereits entstanden war und in dem die Lauber-

14 Etwa: *ungen* für *vuogen* V. 618, *libone[r]* für *kleiner* V. 707, *anlis* für *amis* V. 787, *zeme feme* für *ze wesene* V. 2143, *fo nedecliche* für *senedecliche* V. 3211, *illendo* für *twelen dā (dō)* V. 3220. Ferner: *alle* für *āne* V. 35, *leben* für *leben* V. 122, *wehset follichen* für *wehsellichen* V. 153, *oder* für *ob er* V. 667, *gar* für *got* V. 836, *nutz* für *mirz* V. 1126, *haß* für *baz* V. 1161, *tot* für *rāt* V. 1305.

15 Aus Merkmalen überlieferter Handschriften auf deren verlorene Vorlage zu schließen, ist ein rekonstruktives und daher prinzipiell hypothetisches Unterfangen. Beispiele für ein solches Vorgehen bieten verschiedene ältere Untersuchungen besonders der im ›Ambraser Heldenbuch‹ (Wien, ÖNB, cod. Ser. nova 2663) des 16. Jahrhunderts überlieferten frühen Texte; vgl. etwa EDWARD SCHRÖDER, Einleitung, in: Zwei altdeutsche Rittermären. Moriz von Craon. Peter von Stauffenberg, neu hg. von EDWARD SCHRÖDER, Berlin 1913, S. 5–7; ALBERT LEITZMANN, Die Ambraser Erecüberlieferung, PBB 59 (1935), S. 143–234. In jüngerer Zeit vgl. KURT GÄRTNER, Einleitung, in: Hartmann von Aue, Erec. Mit einem Abdruck der neuen Wolfenbütteler und Zwettler Erec-Fragmente, hg. von ALBERT LEITZMANN, fortgeführt von LUDWIG WOLFF, 7. Auflage bes. von KURT GÄRTNER, Tübingen 2006 (ATB 39), S. XVIII–XXIII sowie (an anderem Gegenstand) besonders STEFAN SONDEREGGER, Die Sprachform der St. Galler Handschrift, in: Rudolf von Ems, Weltchronik. Der Stricker, Karl der Große. Kommentar zu Ms 302 Vad, hg. von der Kantonsbibliothek (Vadiana) St. Gallen und der Editionscommission, Luzern 1987, S. 43–60.

schen Handschriften ihn überliefern, weitestgehend ausgenommen blieb.¹⁶ Die in HB erhaltene Tradierung des ›Flore‹ hat diesen Sprachraum von seiner Entstehung bis zu *HB (und HB) offenkundig nicht verlassen.¹⁷ Weitere phonologische bzw. graphonematische Hinweise ergibt der Detailvergleich. Genannt seien hier nur Beispiele: Immer dort etwa, wo H und B eine gegen die jeweils geltende Normalschreibung gebildete Form gemeinsam aufweisen, ist davon auszugehen, daß diese Form in *HB stand. So lassen V. 2949f. *Gefellin*: *wellin* H bzw. *gefellyn*: *wellen* B erkennen, daß *HB vermutlich noch das alte *ɪ* der Nebentonsilbe enthielt, was durch Formen wie V. 3626 *nehtin* H (*nehten* B), V. 3996 *in mitte* H (*enmytte* B), V. 6084 *jn wage* B (*enwoqe* H), V. 6851 *inmitten* H (*enmytten* B), V. 5056 *in wette* B (*enwette* H, *inwete* F) bestätigt wird. Auch die Vorsilbe *er-* muß regelmäßig *ir-* gelautet haben, wie eine Vielzahl von Übernahmen oder aber fehlerhaften Entstellungen in H belegt: vgl. etwa V. 211 *Oder ir gedencken* H (*Oder erdenken* B), V. 3091 *rechte ir erkennen* H (*reht erkennen* B), V. 3224 *irbeitete* H (*erbeitet* B) oder V. 6457 *in firbe* H (*erfirbe* B). Mehrere Beispiele hyperkorrekten Gebrauchs (*er* für *ir*)¹⁸ lassen vermuten, daß H diese als fremd empfundene Schreibung häufig beseitigt hat.

Nebentonsilben auf *ɪ* sind Merkmal der sehr frühen westoberdeutschen Überlieferung und daneben das ganze Mittelalter hindurch charakteristisch mitteldeutsch. Sie treten aber auch im benachbarten Elsässischen auf, wo sie bis in die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts bezeugt sind.¹⁹ Auf diesen Zeitraum als späteste Grenze für die Datierung von *HB weisen auch morphologische und lexikalische Merkmale wie das in beiden Handschriften häufig, im Fall von H oft entstellt überlieferte alte Indefinitpronomen *dehein* bzw. *dohein* (u. ä.), das in *HB noch regelmäßig gestanden haben

16 HERMANN PAUL, *Mittelhochdeutsche Grammatik*, 25. Aufl., neu bearb. von THOMAS KLEIN [u. a.], mit einer Syntax von INGEBORG SCHRÖBLER, neu bearb. u. erw. von HEINZ-PETER PRELL, Tübingen 2007 (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A.2), §L17, bes. S. 74, und §L18, bes. S. 78.

17 Daß eine parallele ostoberdeutsche Tradierung im frühen 14. Jahrhundert existierte, belegt das Prager Fragment (vgl. oben, Anm. 9), das in mittelbairischem Dialekt nach allerdings westoberdeutscher Vorlage überliefert ist.

18 Etwa *er* für *ir* als Genitiv Plural der 3. Person des Personalpronomens (V. 625 u. ö.), für *ir* als 2. Person Plural des Personalpronomens (V. 4514 u. ö.) oder für *ir* als Dativ Singular Femininum der 3. Person des Personalpronomens (V. 7677 u. ö.).

19 Zu Nebentonsilben auf *ɪ* (oder *o*, *a*) im Westoberdeutschen vgl. KARL WEINHOLD, *Alemannische Grammatik. Grammatik der deutschen Mundarten 1: Das alemannische Gebiet*, Berlin 1863, §23, S. 25f.; zu *ir-* im Mitteldeutschen PAUL [Anm. 16], §L57,3. Der elsässische Sonderdialekt ist schlecht untersucht: Vgl. lediglich ERWIN HAENDCKE, *Die mundartlichen Elemente in den elsässischen Urkunden des Strassburger Urkundenbuches 1261–1332*, Straßburg 1894, der §22 die Vorsilbe in elsässischen Urkunden bis ins späte 13. Jh. und darüber hinaus nur im ›Niuwen Parzival‹ Colins und Wissens (1331–1336) nachweist. Für das spätere 14. und das 15. Jahrhundert wurden exemplarisch die Überlieferungen des Passionstraktats ›Do der minnenklich got‹ und der ›Elsässischen Legenda aurea‹ geprüft (ALBERT VIKTOR SCHELBE, *Die Handschriftengruppe ›Do der minnenklich got‹. Ein Beitrag zur spätmittelalterlichen Passionsliteratur*, Freiburg im Br. 1972, vgl. dort bes. S. 150 und S. 201–426; *Die ›Elsässische Legenda aurea‹*, hg. von ULLA WILLIAMS [u. a.], Tübingen 1980, 1983, 1990 [TTG 3, 10 und 21]). Keine der Handschriften dieser Corpora kennt *ir-*. Auch die Grammatik des Frühneuhochdeutschen, hg. von HUGO MOSER [u. a.], 8 Bde., Heidelberg 1970–1991, Bd. I.2, §13, registriert die Vorsilbe im Spätmittelalter mit der einzigen Ausnahme des ›Niuwen Parzival‹ nur als Kennzeichen des Mitteldeutschen.

muß,²⁰ die durch wiederholte Korruption in H und gleichzeitige Modernisierung in B für *HB gesicherte alte Interjektion *abi*²¹ oder die in beiden Handschriften gegen die Normalform vereinzelt erhaltene Flexionsendung *-en* für die 1. Person Singular schwacher Verben (z. B. V. 5740 *leben ich* HB).²² Gegen das 13. Jahrhundert spricht zunächst keines der übergreifend zu beobachtenden sprachlichen Merkmale von *HB, wenn auch Einzelpunkte – etwa die durch V. 3480 HB für *HB belegte Präposition *biz* (statt *unz*), die allerdings auch im klassischen Mittelhochdeutschen schon auftritt²³ – in das 14. Jahrhundert weisen.

Ebenso deutliche Hinweise liefern im Fall der ›Flore-Überlieferung graphemische Beobachtungen. Rückschlüsse auf die Schrift von *HB erlaubt dabei in erster Linie der mechanisch arbeitende, Bestandteile einzelner Grapheme bis zur Sinnlosigkeit kopierende Schreiber H. Das vergleichsweise hohe Alter der Vorlage bestätigt er auf den ersten Blick: Verlesungen wie *ungen* für *vuogen* V. 618 H, *vnder* für *vürder* V. 2537 H, *wirdige gedinge* für *vür die gedinge* 2409 H, *enwelle* für *envalle* V. 4867 H oder *al wor* für *âne vâv* V. 6236 H etwa setzen regelmäßiges ⟨v⟩ für f in *HB voraus, was für eine spätmittelalterliche Abschrift untypisch wäre. Zudem weisen die auffallend häufigen ›minim-‹-Fehler – Fehlzuordnungen einzelner Buchstabenschäfte – wie etwa *nüme* für *sinne* V. 686 H, *Dein* für *dem* V. 2347 H, *mime* für *inne* V. 6545 H, *tume* für *tinne* V. 6888 H, *enblande[n]* für *enblienden* V. 7757 H eher auf eine Textualis als auf eine Kursive, also auf eine vor der Mitte des 14. Jahrhunderts zu datierende Buchschrift.²⁴ Der Buchstabe *i* scheint dabei nicht oder nur undeutlich, etwa durch Haarstriche, gekennzeichnet gewesen zu sein, was spätestens auf die ersten Jahrzehnte des 14. Jahr-

20 Die entsprechenden Formen wurden seit dem 13. Jahrhundert, früh vor allem im Westoberdeutschen, durch *kein* verdrängt: PAUL [Anm. 16], §M55, S. 228.

21 Vgl. V. 1106 (*fj* H, *Ach* B), 1170 (*Die* H, *Ach* B), 1204 (*An* H, *Ach* B), 1354 (*Hej* H, *Ach* B), 2218 (*bei* H, *Ach* B), 2618 (*Hej* H, *Ach* B), 3081 (*Aj* H, *Ach* B) und 6669 (*achj* H, *Ach* got B). Die Form scheint nach dem 13. Jahrhundert außer Gebrauch gekommen zu sein. Als jüngsten Beleg verzeichnet die ›Mittelhochdeutsche Begriffsdatenbank‹ (<http://www.mhdbdb.sbg.ac.at> [25.10.2010]) Johanns von Würzburg ›Wilhelm von Österreich‹ (1312/1314). BENECKE/MÜLLER/ZARNCKE und LEXER sammeln zu diesem Lemma nur einzelne Belege aus dem klassischen Minnesang: Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Mit Benutzung des Nachlasses von GEORG FRIEDRICH BENECKE ausgearbeitet von WILHELM MÜLLER und FRIEDRICH ZARNCKE, Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1854–1866 mit einem Vorwort und einem zusammengefaßten Quellenverzeichnis von EBERHARD NELLMANN sowie einem Alphabetischen Index von ERWIN KOLLER [u. a.], 5 Bde., Stuttgart 1990, hier Bd. 1, S. 674; MATTHIAS LEXER, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Zugleich als Supplement und Alphabetischer Index zum Mittelhochdeutschen Wörterbuch von Benecke–Müller–Zarncke, 3 Bde., Leipzig 1872–1878, Nachdruck Stuttgart 1979, hier Bd. 1, Sp. 28. Die Ergänzungen bei KURT GÄRTNER [u. a.], Findebuch zum mittelhochdeutschen Wortschatz. Mit einem rückläufigen Index, Stuttgart 1992, S. 6, entstammen alle dem 13. Jahrhundert. Das neue Mittelhochdeutsche Wörterbuch (Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Im Auftrag der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen hg. von KURT GÄRTNER [u. a.], Bd. 1, Stuttgart 2006, S. 122) nennt einzelne Belege anderer Formen (*abei*, *â hui*) aus dem 14. Jahrhundert.

22 Dazu PAUL [Anm. 16], §M70, Anm. 5.

23 Vgl. GÄRTNER [u. a.] [Anm. 21], Bd. 1, Sp. 844–846.

24 Zu den seltenen Fällen, in denen weltliche Literatur nach Mitte des 14. Jahrhunderts noch in repräsentativer Textualis abgeschrieben wurde, vgl. KARIN SCHNEIDER, Paläographie und Handschriftenkunde für Germanisten. Eine Einführung, Tübingen 1999 (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte B, Ergänzungsreihe 8), S. 49f.

hundreds deuten würde.²⁵ Das gleiche gilt für das nur einstöckige *a*, das Lesefehler wie *paroiqe* für *pârâqe* und *kartoige* für *Kartâqe* V. 257f. H voraussetzen.²⁶ Fehler wie *jugent* für *tugent* 67, *nüme* für *sinne* 868, *illendo* für *twelen dâ* 3220, *alle* für *âne* 135 oder *anlis* für *amis* 787 lassen vermuten, daß die Schäfte der kopierten Handschrift die Mittelzone der Zeile nicht stark über- oder unterschritten und Lang- und Kurzschäfte daher schwer unterscheidbar waren. Dieses Merkmal weist die verlorene Handschrift eher ins 14. als ins 13. Jahrhundert.²⁷

Dort, im beginnenden 14. Jahrhundert, ist die Vorlage *HB am ehesten und gleichzeitig spätestens anzusetzen, doch auch im 13. Jahrhundert ist sie denkbar. Entstanden ist sie im westoberdeutschen Raum, möglicherweise im Elsässischen, und diesem Sprachgebiet, damit dem Entstehungskontext des Romans, gehörte auch ihre Vorlage bereits an. Für die Nähe zur Frühüberlieferung des ›Flore‹ spricht auch ein weiteres Merkmal: Die Untergliederung des Textes durch Initialen, wie sie in der Heidelberger Handschrift ausgeführt ist, entspricht der der frühesten Überlieferung des Romans in den Frauenfelder Fragmenten F (1. Drittel 13. Jahrhundert) fast exakt: 13 von 15 der in den Fragmenten erhaltenen Initialeinschnitte finden sich an gleicher Stelle auch in H; gleiches gilt für die zwei Einschnitte, die die Prager Fragmente P bezeugen.²⁸

3. ›Parzival‹

Anders als die Textgeschichte des von der Forschung seit dem 20. Jahrhundert vernachlässigten ›Flore‹ ist die des breit überlieferten ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach gut untersucht. Sie kann für die drei aus dem Arbeitszusammenhang Diebold Laubers erhaltenen Handschriften – Wien, ÖNB, cod. 2914 (Sigle m); Heidelberg, UB, Cod. Pal. germ. 339 (Sigle n); Dresden, Sächsische Landesbibliothek/Staats- und Universitätsbibliothek, Mscr. Dresd. M 66 (Sigle o) – hier nur in wenigen Details ergänzt werden.²⁹

25 Vgl. SCHNEIDER [Anm. 24], S. 49.

26 Das zweistöckige *a* trat ab der Mitte des 14. Jhs. auf: SCHNEIDER [Anm. 24], S. 42.

27 Vgl. SCHNEIDER [Anm. 24], S. 45.

28 Darauf wies schon KLAUS BERNHARD HUPFELD, Aufbau und Erzähltechnik in Konrad Flecks ›Floire und Blanscheflur‹, Diss., Hamburg 1967, S. XIIf. und S. 11–26, hin, der die Initialen für ein auf den Autor zurückgehendes Gliederungsmittel hält. Die Berliner Handschrift überliefert nur 8 der 15 Einschnitte aus F(H) und P.

29 Vgl. zu den drei Handschriften auch den Aufsatz von MICHAEL STOLZ/GABRIEL VIEHHAUSER-MERY in diesem Band, der mir während der Arbeit an meinem Beitrag in einer Zwischenfassung vorlag. Erst nach Abschluß meines Typoskripts erschienen die einschlägigen Untersuchungen GABRIEL VIEHHAUSER-MERYs [Anm. 2] und ROBERT SCHÖLLERS (Die Fassung *T des ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach. Untersuchungen zur Überlieferung und zum Textprofil, Berlin/New York 2009 [Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 56 (290)]). Referenzen darauf sind daher im folgenden nur dort eingearbeitet, wo sie den Gang der Überlegungen unmittelbar betreffen und Ergebnisse des o. g. Aufsatzbeitrags ergänzen. – Sowohl der zweibändige Heidelberger ›Parzival‹ als auch der Dresdner Codex sind in vollständigen Digitalisaten auf den Internetseiten der besitzenden Bibliotheken verfügbar: vgl. <<http://diglit.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg339i/>> (06.09.2010), <<http://diglit.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg339ii/>> (06.09.2010) und <<http://digital.slub-dresden.de/>>

Insofern die Datierung der Wasserzeichen Rückschlus auf den Entstehungszeitpunkt der Handschriften erlaubt – und das ist für die Lauber-Produktion, die Papier nach den Beobachtungen SAURMA-JELTSCHS nur in kleinen Mengen ankauft und es schnell verbrauchte, vermutlich anzunehmen³⁰ –, sind ›Parzival‹ m (1440/1443), n (1443/1446) und o (1446) in vergleichsweise dichter zeitlicher Nähe zueinander und auch zum Heidelberger ›Flore‹ (1442/1444) angefertigt worden.³¹ Alle weisen das typische Erscheinungsbild dieser Phase der Werkstatt auf, differieren aber in der Zahl der Illustrationen: 64 mit Zwischenüberschriften versehenen Bildseiten der Heidelberger und (ursprünglich³²) 63 entsprechenden Seiten der Dresdner Handschrift stehen nur 25 betitelte Illustrationen der Wiener Handschrift gegenüber.³³ Ein Zusammenhang ist

ppn274276038. (06.09.2010). Auszüge aus der Wiener Handschrift sowie variierbare synoptische Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Handschriften bieten die Editionsproben des von MICHAEL STOLZ geleiteten Berner Parzival-Projektes (<http://www.parzival.unibas.ch/> [06.09.2010]), dessen Mitarbeiter GABRIEL VIEHHAUSER-MERY mir freundlicherweise weitere Nachfragen zum Wiener Codex beantwortete. Der Prolog ist vollständig verfügbar bei: Wolfram von Eschenbach, ›Parzival‹. Abbildungen und Transkriptionen zur gesamten handschriftlichen Überlieferung des Prologs, hg. von UTA ULZEN, Göttingen 1974 (Litterae 34), S. 22–30 und 38–59 (mit versweise erstellten Synopsen aller Textzeugen).

- 30 Dazu SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 1, S. 6f., 75–79; für die 1440er Jahre, in denen zwar Tendenzen der Vorratsbildung erkennbar sind, sich jedoch auch der Umsatz entsprechend steigert, ebd., S. 112f. Einer der beiden Schreiber der Heidelberger Handschrift n gilt als Kopist mehrerer anderer Handschriften Laubers, deren Wasserzeichen – mit allerdings einer auffälligen Ausnahme – in die zweite Hälfte der 1440er Jahre und die beginnenden 1450er Jahre datieren: Bonn, UBuLB, Ms. S 500 (1443/1444), Brüssel, Bibliothèque Royale, Ms. 14697 (1447/1449), Heidelberg, UB, Cod. Pal. germ. 19 (1441/1449), daneben Cologny-Genf, Fondation Martin Bodmer, Bibliotheca Bodmeriana, Cod. Bodmer 42 (1455/1460). Vgl. die jeweiligen Einträge im Katalog SAURMA-JELTSCHS, ebd., Bd. 2.
- 31 Datierungen nach: SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 2, S. 114, 65 und 34; vgl. indes auch den Hinweis ebd. (S. 65) auf kostümgeschichtliche Merkmale der Illustrationen in n, die in die Jahre um 1455 weisen und schon aus früherer Sicht der Autorin zu einer Späterdatierung von n führten: LIESELOTTE E. STAMM-SAURMA, *Zubt und wicze*. Zum Bildgehalt spätmittelalterlicher Epenhandschriften, Zs. des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 41 (1987), S. 42–70, hier S. 45f. mit Anm. 35 (»um 1450«); LIESELOTTE E. SAURMA-JELTSCH, Zum Wandel der Erzählweise am Beispiel der illustrierten deutschen ›Parzival‹-Handschriften, in: Probleme der Parzival-Philologie. Marburger Kolloquium 1990, hg. von JOACHIM HEINZLE [u. a.], Berlin 1992 (Wolfram-Studien 12), S. 124–152, hier S. 146 mit Anm. 74 (»nicht vor den mittleren fünfziger Jahren«). Auch VIEHHAUSER-MERY [Anm. 2], S. 67 mit Anm. 52, datiert die Handschrift unter Hinweis auf SAURMA-JELTSCH »um 1455«.
- 32 Nur noch 46 Bildseiten sind erhalten: vgl. zur ursprünglichen Ausstattung die Rekonstruktionen bei BERND SCHIROK, Der Aufbau von Wolframs ›Parzival‹. Untersuchungen zur Handschriftengliederung, zur Handlungsführung und Erzähltechnik sowie zur Zahlenkomposition, Freiburg i. Br. 1972, S. 90–97, sowie, korrigierend und darüber hinausführend, VIEHHAUSER-MERY [Anm. 2], S. 75–85, bes. ab S. 78.
- 33 Die divergierende Zahl der Bilder in n und o ergibt sich daraus, daß der Illustrator der Heidelberger Handschrift, möglicherweise initiativ, vor Beginn des Textes eine nicht numerierte Eingangsminiatur setzt. Neben den mit Illustrationen verbundenen Tituli enthält die Wiener Handschrift ferner sechs, die Heidelberger Handschrift zwei Zwischenüberschriften ohne Bildzusammenhang. Sämtliche Zwischentitel der drei Handschriften stellen ANNE STEPHAN-CHLUSTIN, Artuswelt und Gralswelt im Bild. Studien zum Bildprogramm der illustrierten Parzival-Handschriften, Wiesbaden 2004 (Imagines Medii Aevi 18), S. 68–178, sowie VIEHHAUSER-MERY [Anm. 2], S. 279–411, zusammen. Vgl. ferner den Faksimileband Wolfram von Eschenbach, ›Parzival‹. Die Bilder der

fraglos, denn die 25 Wiener Zwischenüberschriften stimmen mit den jeweiligen Entsprechungen in den anderen beiden Codices zumeist wörtlich überein. Alle enthalten in einem dieser Tituli den gemeinsamen Fehler *tuse* für *Artuse*.³⁴ Die Vorgängigkeit des kürzeren Illustrationsprogramms (m), die schon SCHIROK für wahrscheinlicher hielt, kann mit den Beobachtungen VIEHHAUSER-MERYs und STEPHAN-CHLUSTINS als gesichert gelten.³⁵

In einem entscheidenden Punkt gleicht die Hagenauer ›Parzival-Überlieferung der des ›Flore‹: Die drei Handschriften bieten einen aus ›gestalterischer‹ Perspektive schlechten – durch vielfache Fehler, Mißverständnisse und wenig geglückte Modifizierungsversuche entstellten –, aus editorisch-kritischer Sicht jedoch guten Text. Das bemerkte nach LACHMANNs oft zitierter Verdammung der Heidelberger Handschrift, die er »aus Verachtung Y«³⁶ nannte, als erster ERNST MARTIN, der »eine gemeinsam[e] gut[e] Vorlage« der drei Handschriften annahm.³⁷ EDUARD HARTL faßte beide Perspektiven zusammen:

mno bieten den Parzival zwar in einer außerordentlich schlechten Textgestalt, doch sind sie für die Textgeschichte von großer Bedeutung, da sie [...] auch in verderbten L[es]a[rten] oft noch Anhaltspunkte zur Wiederherstellung des Echten geben.³⁸

illustrierten Handschriften, hg. von BERND SCHIROK, Göttingen 1985 (Litterae 67), S. 16–153 (Abbildungen) und S. 185–194 (Transkriptionen) sowie die tabellarische Übersicht über die Positionen der Bildseiten aller drei Handschriften bei BERND SCHIROK, Parzivalrezeption im Mittelalter, Darmstadt 1982 (Erträge der Forschung 174), S. 137–141.

- 34 m: *Wie parcifal Seß mors vnd keien nider siach vnd mit gawane do für tuse fur* (fol. 179^v); n: *Also parcifal fogramurß vnd keyen nyder siach vnd mit gawane do vor tuse fur* (fol. 208^v); o: *Also parcifal segra mirß vnd keyen nider siach vnd nit gewanne do ver tuse fur* (fol. 197^r). Vgl. auch VIEHHAUSER-MERY [Anm. 2], S. 269f., mit weiteren Belegen.
- 35 SCHIROK 1985 [Anm. 33], S. 6; STOLZ/VIEHHAUSER-MERY, in diesem Band, S. 156–158, mit Hinweis auf die Orientierung der m-Einschnitte an der alten Großgliederung in der ›Parzival-Handschrift D, die no nicht kennen; STEPHAN-CHLUSTIN [Anm. 33], S. 179, mit Hinweis auf die methodischen Unterschiede zwischen den mno gemeinsamen und den auf no beschränkten Illustrationen.
- 36 Karl Lachmann an Jacob Grimm, Juni–2. Juli 1823, in: Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann, im Auftrage und mit Unterstützung der Preußischen Akademie der Wissenschaften hg. von ALBERT LEITZMANN, mit einer Einl. von KONRAD BURDACH, 2 Bde., Jena 1926/27, hier Bd. 1, S. 407–410, hier S. 408. Für seine bis heute maßgebliche Ausgabe benutzte LACHMANN von den drei Lauber-Handschriften lediglich n, die sich in seinem kritischen Apparat mit dem Druck Johann Mentelins (G^p [W]; dazu unten, Anm. 40) und zwei Fragmenten des 13. bzw. 14. Jahrhunderts (f [F 7], g [F 8]) die Sigle »d« teilt. Erst BARTSCH kollationierte für seine indes auf LACHMANNs Text basierende Ausgabe auch m und o: vgl. Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel, hg. von KARL BARTSCH, 3 Bde., Leipzig 1870/1871 (Deutsche Classiker des Mittelalters 9–11), Bd. 1, S. XXXVI. Da die Ausgabe keinen kritischen Apparat enthält, ist sie für die Erschließung des Textes von mno allerdings unbedeutend.
- 37 Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel, hg. u. erkl. von ERNST MARTIN, 2 Bde., Halle a. d. S. 1900/1903 (Germanistische Handbibliothek IX), hier Bd. 1, S. XXI; vgl. auch ebd., S. XXXIV–XLVI.
- 38 Wolfram von Eschenbach von KARL LACHMANN, neu bearb. u. mit einem Verzeichnis der Eigenamen und Stammtafeln versehen von EDUARD HARTL, Bd. 1: Lieder, Parzival und Titurel, Berlin 1952, S. XLV. Vgl. auch GESA BONATH, Untersuchungen zur Überlieferung des Parzival Wolfram's von Eschenbach, 2 Bde., Lübeck/Hamburg 1970/1971 (Germanische Studien 238/239), hier Bd. 2, S. 11f.

Die Datierung des Textes von *mno, der gemeinsamen Grundlage aller drei Handschriften, ist erschließbar. Bereits GESA BONATH konnte in Relation zur heute Karlsruher Handschrift des ›Rappoltsteiner Parzival‹ (Sigle G³ [V]) als *terminus ante quem* das Jahr 1331, den Beginn der Arbeit Philipp Colins und Claus Wisses, bestimmen.³⁹ Die zwei Straßburger Autoren griffen bei der Anfertigung ihrer Kompilation – neben anderen – auf eine Vorlage des Typs *mno zurück, der als Sonderzweig der *D-Überlieferung unter den vollständigen Handschriften außer durch dieses Zeugnis und die drei Lauber-Handschriften⁴⁰ nicht bezeugt ist.

Schreibt man zudem drei kürzere, nur in mno G³(G^ρ)(F69) überlieferte Passagen *mno als ursprünglich zu,⁴¹ läßt sich dieser Zeitrahmen weiter eingrenzen. Anstelle der Verse 312,1–4 des ›Parzival‹ nach LACHMANNs Text bzw. D⁴² enthalten die drei Lauber-Handschriften sieben Verspaare, die der übrigen Überlieferung fehlen:

[311,30 *sus bet er werdekeit gedolt,*]

311,30¹ *Parzifäl der werde degen.*

- 39 Karlsruhe, Landesbibliothek, Cod. Donaueschingen 97; BONATH [Anm. 38], Bd. 1, S. 43–45 und S. 50; Bd. 2, S. 11. Mindestens eine Zwischenstufe trennt wahrscheinlich die Vorlage Colins und Wisses von der Vorlage der drei Lauber-Handschriften: vgl. (mit nicht ganz zweifelsfreier Begründung) FEODOR KITTELMANN, Einige Mischhandschriften von Wolframs Parzival, Straßburg 1910 (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker 109), S. 69–71; ferner EDUARD HARTL, Die jüngeren *G-Handschriften des Wolframschen Parzival, Bd. 1: Die Wiener Mischhandschriftengruppe *W (G^ρG³G^ρG^ρ), Berlin/Leipzig 1928 (Germanisch und Deutsch 1), S. 144–163 sowie S. 164. Sie wäre spät anzusetzen: KITTELMANN, ebd., S. 69; der Trennfehler 78,5 *Sigelon beten* mno gegen *Sv erlobeten* G³ [V] (*si geloubten* LACHMANN, *Si gelouben* D) ist auf die Verlesung eines einzigen Buchstabens, *n* für *o*, zurückzuführen, die auf eine Kursive oder Bastarda deutet.
- 40 Sowie (für *no) auch durch einzelne Passagen des späteren ›Parzival‹-Drucks Johann Mentelins (Straßburg 1477, Sigle G^ρ [W]); grundlegend dazu jetzt: VIEHHAUSER-MERY [Anm. 2], bes. S. 87–102), als dessen Quelle BONATH [Anm. 38], Bd. 1, S. 45, Anm. 121, eine Lauber-Handschrift vermutete; anders indes JOHN L. FLOOD, Johann Mentelin und Ruprecht von Pfalz-Simmern. Zur Entstehung der Straßburger ›Parzival‹-Ausgabe vom Jahre 1477, in: Studien zu Wolfram von Eschenbach. Festschrift für Werner Schröder zum 75. Geb., hg. von KURT GÄRTNER und JOACHIM HEINZLE, Tübingen 1989, S. 197–209, bes. S. 204–207. Zu beachten sind ferner die Fragmente Liverpool, University Library, Ms. M 8951 (Sigle e [F 6]), ehem. Würzburg, Staatsarchiv, o. Signatur (verbrannt; Sigle t [F 16]) und Solothurn, Staatsarchiv, Handschriftenfragmente R 1.4.234. (2) (F 69): NIGEL F. PALMER, Zum Liverpoolscher Fragment von Wolframs ›Parzival‹, in: Studien zu Wolfram von Eschenbach. Festschrift für Werner Schröder zum 75. Geb., hg. von KURT GÄRTNER und JOACHIM HEINZLE, Tübingen 1989, S. 151–181; SABINE ROLLE, Bruchstücke. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichtlichen Einordnung einiger Fragmente von Wolframs Parzival, Erlangen/Jena 2001 (Erlanger Studien 123), S. 74–78; THOMAS FRANZ SCHNEIDER/GABRIEL VIEHHAUSER, Zwei Neufunde zu Wolframs von Eschenbach ›Parzival‹. Teil 2: Das dreispaltige Solothurner Fragment F 69. Ein Vertreter der Nebenfassung *m, Wolfram-Studien 20 (2008), S. 457–525; vgl. dazu auch unten, S. 178. – Zur Überlieferungskonstellation mno G³G^ρ grundlegend PALMER, ebd., bes. S. 176–180, ROLLE, ebd., S. 26–28 und S. 74–78 (dort nach anderem Siglensystem *B bzw. *CEF), SCHNEIDER/VIEHHAUSER, ebd., S. 462–482 sowie jetzt umfassend VIEHHAUSER-MERY [Anm. 2], S. 103–174 (mit Besprechung der vollständigen älteren Literatur) und S. 174–236.
- 41 Vgl. zur Entstehung dieser Zusätze die Überlegungen bei ROLLE [Anm. 40], S. 77f., und SCHNEIDER/VIEHHAUSER [Anm. 40], S. 469–478.
- 42 Wolfram von Eschenbach, Parzival. Auf Grundlage der Handschrift D, hg. von JOACHIM BUMKE, Tübingen 2008 (ATB 119).

- nu müez sîn der ouch fürbaz pflegen,
 der sîn unz her gepflegen hât.
 des wirt nôt, wan ez hier gât*
 311,30⁵ *an solbiu hovemere,
 der ich ze sagen wol enbare,
 und enmages doch niht verdagen:
 man muoz freud und unfreude sagen.
 swie trûric uns diz mere tuo,*
 311,30¹⁰ *dâ hæret doch ein swîgen zuo:
 nu merket ez mit schœnen siten.
 hie komet ein maget zuo geriten,
 gein [Gegen mno] zuht vil dicke wol gelobet,
 wan daz ir zuht hie wirt vertobet.⁴³*

Auf LACHMANN'S Vers 553,2 folgen in m, n und o:

- 553,2¹ *Der nu welle, der verneme,
 obe ime sîn muot gesteme:
 hie slîcht ein âventiure her
 (des bin ich Gâwânes wer),*
 553,2⁵ *die prüevet man ze solher nôt
 die (der?) niht gelîchet wan der tôt.
 sî pfliget angestlicher site:
 doch vert dâ pris und êre mite
 swem aldâ gelînget:*
 553,2¹⁰ *dar nâch sî freude bringet.
 nu mîn hêr Gâwân gepflac
 guoter ruowe unz an den tac.⁴⁴*

Anstelle von LACHMANN'S Versen 796,27–29 überliefern die drei Handschriften:

- 796,26¹ *dem wirt und [ouch] dem gaste sîn:
 daz ist [ouch] der geloube mîn.
 als sî nu sint gesezzen
 und ir sorge hânt vergezzen,*
 796,26⁵ *dô sagte [seite mno] man in mere,
 diu wâren freudenbare,*

43 Hier zitiert nach der normalisierten und interpungierten Form in LACHMANN'S Apparat: Wolfram von Eschenbach. Parzival. Studienausgabe. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann, übers. von PETER KNECHT, mit Einf. zum Text der Lachmann'schen Ausgabe und in Probleme der ›Parzival-Interpretation von BERND SCHIROK, Berlin/New York 2003, S. 316. Die Passage findet sich fol. 199^v m, fol. 231^v n, fol. 220^f o; 311,30¹–311,30³ auch im Solothurner Fragment F 69: vgl. SCHNEIDER/VIEHHAUSER [Anm. 40], S. 471. Abdrucke aller im folgenden besprochenen Passagen sowie einzelner weiterer Verspaare nach m ebd., S. 471–476; 311,30¹–¹⁴ sind zudem als Editionsprobe des ›Parzival-Projekts‹ [Anm. 29] zugänglich.

44 Zitiert nach dem Apparat LACHMANN'S [Anm. 43], S. 557; der Besserungsvorschlag in 553,2⁶ schon bei LACHMANN. In 553,2⁵ m ersetzt das Wort *not* ein zuerst notiertes *art*; in 553,2¹¹ liest n: *min herre her gawan*. Vgl. fol. 359^v m, fol. 407^v n, fol. 387^r o.

wie Kundwîrâmurs kom geriten
[796,30 *gein Munsalwæsch mit freude siten.*]⁴⁵

In ihrem ganzen Duktus weisen wenigstens die beiden zuerst zitierten Passagen ins 13. Jahrhundert. Überprüfbar ist das auf lexikalischer Ebene, wie etwa – am deutlichsten – am Verb *verdagen* (311,30⁷), das schon im 13. Jahrhundert veraltete,⁴⁶ und am nur selten, nach dem 13. Jahrhundert kaum noch (und auch nach 1250 nur noch vereinzelt) belegten Verb *gestemen* (553,2²).⁴⁷ Auch die Präposition *unz* (311,30³; 553,2¹²), seit dem 14. Jahrhundert durch *biz* zunehmend verdrängt, aber noch bis ins 17. Jahrhundert im Gebrauch,⁴⁸ und das Substantiv *degen* (311,30¹), das im 14. Jahrhundert veraltete,⁴⁹ weisen eher auf das 13. Jahrhundert. Dazu paßt, daß auch die erhaltenen Textpartien des schon im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts geschriebenen Liverpooleser Fragments e sowie des ehemals Würzburger Fragments t aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ihren Anschluß an die Gruppe mno (G³G²) nahelegen.⁵⁰ Vermutlich schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, kaum jedenfalls nach dessen drittem Viertel scheint demnach die verlorene ›Parzival‹-Handschrift *mno entstanden zu sein, deren vollständiger Text nur durch die drei Manuskripte aus der Produktion Diebold Laubers erhalten ist.

Zum zweiten Mal erweist sich damit, daß Lauber bei der Ausfertigung eines Romans der mittelhochdeutschen Klassik im Besitz einer Vorlage war, die einen frühen und aus der Perspektive moderner Kritik außerordentlich guten Text enthielt. Bemühte er

45 LACHMANNs Apparat [Anm. 43], S. 800; *ouch* in 796,26¹ und 796,26² ist LACHMANNs Hinzufügung. Vgl. fol. 516^v/517^v m, fol. 581^v/582^v n; fol. 540^r/541^r o; den in dieser Passage leicht variierenden Wortlaut in m drucken SCHNEIDER/VIEHHAUSER [Anm. 40], S. 476. Vgl. zu dieser Passage mit allerdings unklaren Angaben auch HARTL [Anm. 39], S. 68. Außer mno G³ enthält diese Verse nur der Druck Johann Mentelins (G² [W]; dazu auch oben, Anm. 36 und 40). Mentelin benutzte eine *G-Vorlage, die er jedoch (wegen Defekt?) in einigen Passagen durch eine Handschrift der Gruppe *m n o ergänzte: BONATH [Anm. 38], Bd. 1, S. 44f.; SCHÖLLER [Anm. 29], S. 119.

46 Vgl. zur Verwendung dieses Verbs in der höfischen Literatur die Auswertungen bei KONRAD ZWIERZINA, *Mittelhochdeutsche Studien*, Dublin [usw.] 1971 (zuerst 1900/1901), S. 268, sowie bei DEMS., *Beobachtungen zum Reimgebrauch Hartmanns und Wolframs*, in: *Abhandlungen zur germanischen Philologie. Festgabe für Richard Heinzel*, hg. von MAX H. JELLINEK [u. a.], Halle a. d. S. 1898, S. 437–511, hier S. 477f. und 503f.; ferner PAUL ABEL, *Veraltende Bestandteile des mittelhochdeutschen Wortschatzes*, Erlangen 1902, S. 12f. Schon in der aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts stammenden Handschrift A von Hartmanns ›Gregorius‹ (Rom, Biblioteca Apostolica Vaticana, Cod. Regin. lat. 1354) scheint ein Schreiber das Wort als so störend empfunden zu haben, daß er ein Verspaar umformulierte, um den Reim *verdaget* durch *verswigen* ersetzen zu können: vgl. die Lesarten zu V. 2341f. der Erzählung (Gregorius von Hartmann von Aue, hg. von HERMANN PAUL, neu bearb. von BURGHART WACHINGER. 15., durchges. u. erw. Aufl., Tübingen 2004 [ATB 2]).

47 Dazu die Nachweise in der ›Mittelhochdeutschen Begriffsdatenbank‹ (<http://www.mhdbdb.sbg.ac.at> [25.08.2010]) sowie schon MORIZ HAUPT, *Zum Engelhart*, *ZfdA* 4 (1844), S. 555–557, hier S. 555. Die drei zusätzlichen Belege in den Nachträgen zu LEXERS Handwörterbuch [Anm. 21], Bd. 3, Sp. 202 sowie bei GÄRTNER [u. a.] 1992 [Anm. 21], S. 134, entstammen allerdings alle dem 14. Jahrhundert.

48 Vgl. JACOB und WILHELM GRIMM, *Deutsches Wörterbuch*, 33 Bde., Leipzig 1854–1971 (= DWB), Bd. 24, Sp. 2262.

49 DWB [Anm. 48], Bd. 2, Sp. 895.

50 PALMER [Anm. 40], bes. S. 176; ROLLE [Anm. 40], S. 26f. und S. 74–78. Das Solothurner Fragment (F69) stammt aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts: SCHNEIDER/VIEHHAUSER [Anm. 40], S. 457.

sich gezielt um gute Vorlagen? Diese These ist anhand einer so geringen Datenmenge kaum zu erweisen – doch spricht einiges für sie. Ein Bewußtsein für die Historizität seiner Texte ist Lauber sicher zuzusprechen: Es erweist sich gerade in gezielt redigierenden Ausfertigungen wie etwa der Berliner Handschrift von ›Flore und Blanscheflur‹, die den alten Text durch sprachliche Modernisierung und erzählerische Verdeutlichung einer Lesbar- und Verständlichmachung unterzieht, ohne daß inhaltliche Verschiebungen oder auch nur Nuancierungen beabsichtigt wären.⁵¹ Ein quasi-kritisches Bewußtsein für die Qualität eines Textes ist im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit bei Redaktoren von Literatur aus der Zeit um 1200 auch in anderen Fällen zu beobachten;⁵² im Zusammenhang organisierter und planmäßiger Buchherstellung scheint es geradezu die Regel gewesen zu sein.⁵³

In einem wichtigen Punkt jedoch unterscheidet sich die Überlieferung des ›Parzival‹ bei Lauber von der des ›Flore‹ aus dem gleichen Arbeitszusammenhang und auch der gleichen Phase der Werkstatt: Wenn MARTIN, wie oben bereits zitiert, feststellt, daß alle »drei Handschriften aus einer gemeinsamen guten Vorlage geflossen« sind,⁵⁴ ist das nicht in dem Sinne mißzuverstehen, daß *mno die unmittelbare Vorlage für die Abschrift der drei einzelnen erhaltenen Codices bildete. Eine Reihe gemeinsamer Fehler in no gegen m belegen vielmehr mindestens zwei ebenfalls verlorene Zwischenstufen *m und *no.⁵⁵

51 Vgl. oben, Anm. 13. Zu vergleichbarem Ergebnis führten die Untersuchungen JUNKS zu Bearbeitungstendenzen der aus der Lauber-Produktion stammenden Brüsseler Handschrift des ›Alexander‹ Rudolfs von Ems; vgl. VICTOR JUNK, Die Überlieferung von Rudolfs von Ems Alexander, PBB 29 (1904), S. 369–469, hier S. 384–389.

52 So vermutet etwa BONATH [Anm. 38], Bd. 2, S. 230, daß Jordan, Schreiber und Besitzer der 1450/1452 entstandenen ›Parzival-Handschrift G^r [L] (Hamburg, SUB, Cod. germ. 6), »sich Mühe gegeben hätte, eine ältere und einigermaßen gute Version des Parzival aufzutreiben.«

53 Zu verweisen ist etwa auf die sorgfältige Auswahl der Vorlagen des ›Ambraser Heldenbuchs‹: vgl. außer den oben, Anm. 15, genannten Beiträgen in letzter Zeit KURT GÄRTNER, Hartmann von Aue im ›Ambraser Heldenbuch‹, *crystallin wort*. Hartmann Studien 1 (2007), S. 199–212, bes. S. 203–206, sowie bes. MARTIN J. SCHUBERT, Offene Fragen zum ›Ambraser Heldenbuch‹, in: *exemplar*. Festschrift für Kurt Otto Seidel, hg. von RÜDIGER BRANDT und DIETER LAU, Frankfurt a. M. 2008 (Lateres 5), S. 99–120, hier S. 114–118. Auch Texte von Handschriften der mit dem Namen Ludwig Henfflin verbundenen schwäbischen Produktion (aktiv in den 1470er Jahren: vgl. jetzt HENRIKE LÄHNEMANN, From Print to Manuscript. The Case of a Manuscript Workshop in Stuttgart around 1475, in: *The Book in Germany*, hg. von WILLIAM A. KELLY [u. a.], Edinburgh 2010, S. 24–40) sind von der Textkritik wiederholt als gut beschrieben worden: Der Jüngere Sigenot. Nach sämtlichen Handschriften und Drucken, hg. von AUGUST CLEMENS SCHOENER, Heidelberg 1928 (Germanische Bibliothek 3.6), S. LVI–LVIII (Sigle h¹); THOMAS CRAMER, Lohengrin. Edition und Untersuchungen, München 1971, S. 17–20 (Sigle B); Der Ackermann aus Böhmen, im Auftrage der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften hg. von ALOIS BERTN und KONRAD BURDACH, Berlin 1917 (Vom Mittelalter zur Reformation 3.1), S. 105–107 (Sigle B).

54 MARTIN [Anm. 37], S. XXI. Vgl. auch GÜNTER KOCHENDÖRFER/BERND SCHIROK, Maschinelle Textrekonstruktion. Theoretische Grundlegung, praktische Erprobung an einem Ausschnitt des ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach und Diskussion der literaturgeschichtlichen Ergebnisse, Göttingen 1976 (GAG 185), S. 105: »Die Handschriften mno bilden eine Gruppe mit gemeinsamer Vorlage.«

55 Vgl. KOCHENDÖRFER/SCHIROK [Anm. 54], S. 65, 98 und 105, die no als »Untergruppe« (ebd., S. 105) charakterisieren, und auch schon den Hinweis MARTINS [Anm. 37], S. XXI, »n und o stehen sich sehr nahe«. Diese Ergebnisse bestätigt jetzt die umfassende Analyse VIEHHAUSER-MERYNS [Anm. 2], S. 105–110, der zudem eine weitere Zwischenstufe nachweisen kann. Die Bezeichnung »*m« bei PALMER [Anm. 40], S. 156 [u. ö.] sowie bei SCHNEIDER/VIEHHAUSER [Anm. 40], S. 457 u. ö. und VIEHHAU-

Beide entstammen, wie zu zeigen sein wird, aller Wahrscheinlichkeit nach erst dem 15. Jahrhundert.

Für die älteste Handschrift *m* erbrachte den Beleg dafür bereits die 1920 eingereichte Wiener Dissertation THEOBALD GEBERTS.⁵⁶ Er kann eine Reihe teils zusammenhängender großflächiger Textverderbnisse der Wiener Handschrift durch mechanische Defekte der Vorlage **m* plausibel erklären. Seine Erklärung setzt allerdings voraus – und legt damit nahe –, daß *m* eine seitengenaue Kopie ihrer Vorlage darstellt, was zusätzlich durch einen noch erkennbaren Fehler des Schreibers *m* gestützt wird: Am Beginn von fol. 301^r kopierte er versehentlich zunächst den Vers erneut, mit dem bereits fol. 300^v begonnen hatte und korrigierte seinen Fehler anschließend durch Tilgung des betreffenden Verses. Ließe die erste Beobachtung GEBERTS theoretisch noch die Möglichkeit zu, daß die Korrumpierungen infolge mechanischer Defekte einer Vorlage an einem früheren Punkt der Traditionskette als beim Übergang von **m* zu *m* entstanden, bindet die zweite Beobachtung das Verfahren der seitengenaue Kopie unmittelbar an die heute erhaltene Wiener Handschrift.

Für dieses Vorgehen muß ein wichtiger organisatorischer Grund bestanden haben. Arbeitsteilung – verschiedene Schreiber bearbeiten parallel zueinander, lagenweise verteilt, unterschiedliche Passagen des Textes – scheidet aus, da die gesamte Abschrift von einer einzigen Hand stammt. Auch layouttechnische Erwägungen, etwa im Zusammenhang mit der Bild-Text-Anordnung, liegen offenbar nicht zugrunde; jedenfalls ist keiner der damit verbundenen möglichen Gewinne (die gezielte Platzierung von Bildern auf Rectoseiten oder das Vermeiden von Textüberschuß bei Beginn von Bildseiten) in *m* zu erkennen. Unter bestimmten Umständen aber bot die seitengenaue Abschrift einen anderen wichtigen Vorteil: Sie entledigte den Schreiber oder Redaktor der Aufgabe, die Papier- und Lagenverteilung des anzufertigenden Codex zu berechnen. Eine solche Planung war notwendig, wollte man Papierüberschuß durch eine zu umfangreiche letzte Lage oder aber die Einfügung von Einzelblättern bei einer zu knappen letzten Lagen vermeiden und nach Möglichkeit eine ausgewogene Verteilung gleich großer Lagen erreichen. Sofern nun schon die Vorlage eine gelungene Lagenplanung aufwies und sofern vor Beginn der Arbeit feststand, daß diese Vorlage in vollständiger Seitengenaugkeit übernommen werden konnte, war es ein naheliegendes und vorteilhaftes Verfahren, deren Aufteilung exakt zu reproduzieren: Bis in die 1460er Jahre war auch der neue Beschreibstoff Papier ein kostspieliges Material.⁵⁷ Damit ist zu erschließen,

SER-MERY [Anm. 2], S.147 [u. ö.], meint im Gegensatz zur obigen Siglierung die gemeinsame, frühe Vorstufe von *m*, *n* und *o*, die ich in Übereinstimmung mit dem Gebrauch BONATHS [Anm. 38] als **mno* bezeichne, während ich mit **m* stets die unmittelbare Vorlage der erhaltenen Handschrift *m* meine. Zur Problematik der Siglierung auch VIEHHAUSER-MERY [Anm. 2], S.149, Anm.161.

56 THEOBALD GEBERT, Untersuchungen zu den Handschriften der Gruppe »D« von Wolframs Parzival, Bd. 1: Die Handschrift »m« und der alte Druck »p«, Diss. phil., Wien 1920. Die nur in einem handschriftlichen Exemplar der UB Wien vorhandene Dissertation GEBERTS war mir nicht zugänglich. Ich referiere ihre Ergebnisse im folgenden nach dem Beitrag von STOLZ/VIEHHAUSER-MERY im vorliegenden Band, S.149–154; vgl. die erweiterten Rekonstruktionen VIEHHAUSERS ebd.

57 Vgl. dazu die bei SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 1, S. 6f., gesammelten Daten. Tatsächlich besteht *m* aus gleichmäßigen Sexternionen und Septernionen. (Die anderslautende Angabe bei SAURMA-

daß bereits *m das Bild-Text-Layout, das m überliefert, in gleicher oder sehr ähnlicher Form enthalten haben muß.⁵⁸ Vermutlich handelte es sich bei der verlorenen Vorlage ebenfalls um einen typischen Vertreter der organisierten elsässischen Buchproduktion im 15. Jahrhundert.

Für *no, die anzunehmende gemeinsame Vorlage des Wiener und des Dresdner Codex, liegen keine derart deutlichen Hinweise vor. Daß die beiden erhaltenen Handschriften einen späteren Punkt der Textentwicklung repräsentieren als m,⁵⁹ muß nicht bedeuten, daß ihre Vorlage jünger war als *m. Auch die graphemische Analyse erbringt nicht so klare Ergebnisse wie im Falle des ›Flore‹, dessen Kombination gegensätzlich extremer Schreibertypen eine günstigere Ausgangslage lieferte. Kaum etwas aber deutet im Fall der zwei ›Parzival-Abschriften n und o auf einen Sprachstand der Vorlage hin, der deutlich älter als der in n und o (sowie m) erhaltene wäre, oder ließe etwa auf eine Textualis dieser Vorlage schließen.⁶⁰ Zwar ist das sinnlose Wort *uftert* in 2,15 der Dresdner Handschrift (gegen *verfret* m, *verftet* n) sicher durch eine nicht erkannte Abbraviatur der Vorlage (*v^s* bzw. *u^s* für *ver*) zu erklären, doch ist nicht zwingend zu folgern, daß diese Vorlage anlautendes *v* durch *u* wiedergab, was gegen eine spätmittelalterliche Abschrift sprechen würde. Ebenso denkbar ist, daß der Dresdner Schreiber zwar ein ihm unbekanntes Wort akzeptierte, die phonologisch unmögliche Kombination [fs] (*vs*) jedoch als falsch erkannte und daher einen Vokal annahm.

Eine Reihe von Fehlern der Abschriften aber sind leicht vor dem Bild einer Kursive bzw. Bastarda zu erklären, also den ab der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sowie das ganze 15. hindurch geltenden Schriftformen: Die Verwechslung von *r* und (*i*)*e*, wie sie besonders dem Schreiber der Dresdner Handschrift mehrfach unterlief (vgl. etwa 3,2 *Jie* gegen *Yr* m, *ir* n; 3,7 *erwiebet* gegen *erwirbet*[t] mn), ist in den meisten Schriftarten denkbar, wird aber umso wahrscheinlicher, je mehr der untere Bogen des prototypischen *e* sich in Verbindung mit einer Linksneigung des ganzen Buchstabens dem unteren Rand der Schriftlinie annähert, was einer Tendenz der Bastarden im 15. Jahrhundert entspricht (und etwa auch in der Heidelberger Handschrift n fast durchgängig gilt; vgl. Abb. 1). Die gleiche Buchstabenform könnte (schon in *no) Fehler wie 796,12 *zeigen* no (gegen recte *zogen* m) verursacht haben. Signifikant ist die Buchstabenverwechslung *e/r* in einem Fall der Heidelberger Handschrift in Kombination mit gleichzeitiger Vertauschung von *e* (*E*) und *g* (*G*) in 4,15: Das Unwort *Gefiabel* (gegen *Er fiabel* o, *Er*

JELTSCH [Anm. 3], Bd. 2, S. 114, trifft nicht zu: vgl. dazu den Beitrag von STOLZ/VIEHHAUSER-MERY in diesem Band, S. 156, Anm. 93.) Lediglich bei der ersten Lage scheinen noch Planungsschwierigkeiten bestanden zu haben: Es handelte sich ursprünglich um einen Quinternio, dem zwei Einzelblätter vor- bzw. nachgebunden wurden. Der gegenteilige Fall einer mißlungenen, von laufenden Schwierigkeiten und Korrekturversuchen im Prozeß der Abschrift begleiteten Lagenplanung läßt sich an der Heidelberger ›Flore‹-Handschrift nachvollziehen (PUTZO [Anm. 9, in Druckvorbereitung]), deren alte Vorlage keine Seitenidentität der Abschrift erlaubte.

58 Auch STEPHAN-CHLUSTIN [Anm. 33], S. 55f. und S. 60, vermutet aufgrund geringer Flexibilität des Wiener Zeichners in der Proportionierung und gleichzeitiger sicherer Linienführung, daß er die Illustrationen der Handschrift nach einer Vorlage kopierte.

59 HARTL [Anm. 38], S. XLVI; KOCHENDÖRFER/SCHIROK [Anm. 54], S. 105.

60 Grundlage meiner Untersuchung waren für den ›Parzival‹ der durch die Abbildungen und Transkriptionen ULZENS [Anm. 29] für alle Handschriften zugängliche Prolog sowie die durch die Editionsproben des ›Parzival-Projekts‹ [Anm. 29] abgedeckten Passagen.

stach m; LACHMANN und D⁶¹: *er stahel*) wird sofort begreiflich, vergleicht man die Formen für die Großbuchstaben *E* und *G* etwa in der Wiener oder der Heidelberger ›Parzival‹-Handschrift (Abb. 2): Die Unterscheidungsmerkmale beider, ohnehin ähnlicher Buchstaben – der (mehr oder weniger) offene untere Bogen und der vertikale, mit der Mittellinie des *G* verwechselbare Durchstrich des *E* – werden bei roter Zierstrichelung der Versanfänge verdeckt. Die rätselhafte Form *furzart* in 3,24 o (gegen *verfart* mo; LACHMANN: *verschart*⁶²) ist nur durch die Fehlerfassung von *fi* als *z* erklärbar, die für die im 14. und auch im 15. Jahrhundert meistverbreitete niedrige Form des *z* schwer erklärbar ist, aber nachvollziehbar wird, wenn als Prototyp des Buchstabens die deutlich über die Mittelzone reichende Form mit weit nach unten gezogenem, auch schlaufenförmigem linken Oberhaken vorlag, die etwa auch n und o häufig bezeugen (Abb. 3).⁶³

Hinweise liefern daneben mehrfach auch Augensprünge. So ist der durch Durchstreichung korrigierte falsche Wortbeginn *fra* in 796,2 der Dresdner Handschrift, dem das richtige *lazarum* (*lazarum* n) folgt, vermutlich durch Augensprung auf 796,5 *francois* bedingt, was durch graphemische Ähnlichkeit der Buchstabenkombination *fr* mit *l* begünstigt worden sein könnte. Eine solche Ähnlichkeit liegt für die obere Buchstabenhälfte im Fall einer Schleifenkursive oder -bastarda, die alle drei erhaltenen Handschriften bezeugen, deutlich vor (Abb. 4); die untere Buchstabenhälfte könnte sich mit einem der zahlreichen Langschäfte des nachfolgenden Verses (etwa aus *halfst* 796,3) berührt haben. Auch die Verschreibung *wol* 2,13 n (recte *allen* mo) dürfte durch Augensprung auf 2,14 zu erklären sein, dem die Ähnlichkeit zwischen der Buchstabenfolge (*a*)ll und dem Buchstaben *w*, wenn er mit weit nach oben gezogenen Schleifen der Einzelschäfte ausgeführt wurde, zugrundegelegen haben könnte (Abb. 5). Die ungrammatische Form *allem* in 3,5 n könnte in Verbindung mit *alleñ* o (gegen *allen* m) auf die sicherlich späte Schreibung *allenn* mit Geminatio des auslautenden Konsonanten in *no deuten.⁶⁴

Zusammenfassend können an zeitgenössischen Vorlagen sowohl für die Wiener Handschrift als auch für die Heidelberger und Dresdner Codices nur geringe Zweifel bestehen. Mindestens im Fall der Wiener Handschrift ist sogar davon auszugehen, daß ein Exemplar zugrundelag, das den charakteristisch gestalteten, illustrierten Büchern der elsässischen Produktion um Diebold Lauber ähnelte oder ihnen entsprach. Diese Momentaufnahme steht in denkbar großem Gegensatz zu der, die die Auswertung der ›Flore‹-Überlieferung ermöglichte: Im einen Fall werden für drei zeitlich nahe beieinanderliegende Handschriften gleich zwei, zeitgenössische Vorlagen eingesetzt, die möglicherweise der eigenen Herstellung entstammen; im anderen Fall liegt zwei in großem Abstand zueinander produzierten Büchern eine einzige, alte Vorlage fremder Provenienz zugrunde. Es ergeben sich grundsätzliche Fragen an die praktischen Gewohnheiten des Lauberschen Fertigungsprozesses.

61 LACHMANN'S Text nach der Studienausgabe [Anm. 43], D nach BUMKE [Anm. 42].

62 In D nicht lesbar.

63 Die Verlesung scheint den Verbcharakter des Worts derart entstellt zu haben, daß der Schreiber die Vorsilbe *ver-*, die er in aller Regel mit *v* transkribiert hätte, nicht erkannte und wohl ein Substantiv annahm, was das anlautende *f* erklärt.

64 Ähnliche Beispiele für graphemische Rekonstruktionen bietet die Untersuchung VIEHHAUSER-MERYS [Anm. 2], etwa S. 364.

4. ›Flore und Blanscheffur‹: Eine Vorlage im Organisationsbetrieb

Die Frage, wie in der Produktion um Diebold Lauber die Textvorlagen für die verschiedenen im Programm befindlichen und wiederholt hergestellten Bücher verwaltet wurden, ist in der Forschung oft gestreift, nicht aber systematisch und mit umfassendem Blick auf die erhaltenen Handschriften behandelt worden.⁶⁵ Verschiedene Möglichkeiten sind denkbar. Besaß und lagerte der Betrieb eine Art Handbibliothek immer wieder kopierter Werke? Wurden sie systematisch – und aus welchen Quellen – gesammelt? Wurden Exemplare erworben oder wurden vorübergehende Leihgaben abgeschrieben und so dem zur Verfügung stehenden Textcorpus einverleibt? Handelte es sich um Gelegenheitsabschriften bestimmter Werke nach einer jeweils gerade kursierenden Vorlage oder nach bereits zu einem früheren Zeitpunkt in der Werkstatt gefertigten Exemplaren? Gelangten solche Exemplare später in den Verkauf, oder wurden gezielt Werkstattexemplare hergestellt, die bereits Anweisungen zur Gestaltung der für den Verkauf bestimmten Bücher – etwa die typischen Zwischenüberschriften und Hinweise zum Bildprogramm – enthielten?

KAUTZSCH ging mit Hinweis auf das in keinem überlieferten Fall belegte Abhängigkeitsverhältnis einer Lauber-Handschrift von einer anderen davon aus, daß in der Regel nicht jeweils eine schon fertiggestellte Handschrift als Muster für eine spätere eingesetzt wurde, sondern daß die Werkstatt »für alle einigermassen gangbaren Werke eigene Vorlagen« besaß, die der Produktion immer wieder dienten und die »schließlich in der Schreibstube zu Grunde gegangen sein [mögen].«⁶⁶ So deutlich ist diese Frage in der Forschung seither nicht mehr beantwortet worden. Die Studie SAURMA-JELTSCHS stellt sie, was die Textvorlagen betrifft, nicht systematisch, geht aber dort, wo sie sie streift – vage und nicht ganz widerspruchsfrei – ebenfalls von eigens hergestellten und mehrfach verwendeten Vorlagen aus. Ihre Beschreibung eines »rollenden Verfahren[s]«, das dem Fertigungsprozeß einer Lauber-Handschrift zugrundelag, setzt den laufend garantierten Zugriff auf ein Vorlagenexemplar voraus:

Auf einen Auftrag hin stellt [Lauber] das entsprechende Buch her, und auf Anfrage vermag er ein gleiches noch einmal zu liefern. Es wird also, worauf auch die Parallelen in den Werbeanzeigen mit dem [Hagenauer] Brief hindeuten mögen, nicht darum gehen, sich im üblichen Sinne eine Vorratsproduktion eines bereits vorhandenen Warenlagers oder Stocks vorzustellen. Vielmehr dürfte es sich hier um eine Kombination von wenigen vorrätigen Werken mit einer Fertigung auf Bestellung handeln. In einem sozusagen rollenden Verfahren, den Anstoß des Auftrages sowie die dadurch gesicherte Finanzierung nutzend, wird dieser wiederholt und das Produkt zugleich einer Klientel angeboten, die zu den unmittelbaren Verwandten oder auch zum Bekanntenkreis des ursprünglichen Bestellers gehört.⁶⁷

65 Vgl. zu diesem Desiderat auch FASBENDER [Anm. 1], S. 72. Die Verwaltung der Bildvorlagen ist dagegen aus kunsthistorischer Perspektive systematisch untersucht worden: vgl. grundlegend SAURMA-JELTSCH [Anm. 3] sowie etwa auch UTE VON BLOH, Die illustrierten Historienbibeln. Text und Bild in Prolog und Schöpfungsgeschichte der deutschsprachigen Historienbibeln des Spätmittelalters, Bern [usw.] 1993 (Vestigia Bibliae 13/14), S. 213–215.

66 RUDOLF KAUTZSCH, Diebold Lauber und seine Werkstatt in Hagenau, Centralblatt für Bibliothekswesen 12 (1895), S. 1–32 und 57–113, hier S. 20. Vgl. auch DERS., Einleitende Erörterungen zu einer Geschichte der deutschen Handschriftenillustration im späteren Mittelalter, Straßburg 1894 (Studien zur deutschen Kunstgeschichte 1.3), S. 72f. und 74f.

67 SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 1, S. 74. Zum sog. ›Hagenauer Brief‹, einer aus dem Betrieb erhal-

Ob die so implizierten, beständig präsenten Vorlagenexemplare extern erworben oder eigens hergestellt wurden, bleibt dabei zunächst ebenso offen wie ihre Gestalt – waren sie bereits mit den Zwischenüberschriften, womöglich auch mit Illustrationen, verbunden? Daß SAURMA-JELTSCH – warum? – von letzterer Variante ausgeht, erhellt erst ihre in anderem Zusammenhang stehende Vermutung, daß es sich nicht um konstant gelagerte Exemplare gehandelt habe, sondern daß die Vorlagen für weitere Ausführungen des gleichen Buchs nach Bedarf neu gefertigt worden seien. SAURMA-JELTSCH schließt dies, für die Bildvorlagen sicherlich zutreffend, daraus, daß »wiederkehrende Formen und Motive [...] nur selten über eine größere Anzahl von Illustrationen in dieselbe Richtung« weisen:

Zudem wirkt bei einer offenbar in rollendem Verfahren arbeitenden Organisation die Konzeption, ein Urexemplar als Vorlage einzubehalten, etwas zu modern. Wegen dem meist bestehenden Produktionsengpaß scheint es im Gegenteil wie in anderen Werkstätten üblich gewesen zu sein, immer wieder neue Exemplare herzustellen.⁶⁸

Auch VON BLOH verneint aus bildhistorischer Perspektive die Benutzung lagernder, wiederholt benutzter Vorlagenbücher und geht davon aus, daß jeweils Eigenprodukte wieder kopiert wurden. Sie nimmt dabei indes die Existenz von Musterbüchern mit bestimmten, immer wieder verwendeten Illustrationstypen an, die den Malern zur Verfügung standen.⁶⁹

In der jüngeren Forschung ging lediglich RAPP explizit von »in der Werkstatt ständig vorhandenen ›Werkstattexemplare[n]« aus, bei denen es sich um pragmatisierte und eigens für diesen Zweck hergestellte Musterhandschriften gehandelt habe, die zwar schon die Kapitelüberschriften und eventuell auch Malerhinweise, jedoch keine Illustrationen enthielten.⁷⁰ Wie ein solches Muster ausgesehen haben könnte, veranschaulicht ein im Bereich der höfischen Literatur singulärer, älterer Fall eines erhaltenen Werkstattexemplars, auf den RAPP verweist: Aus einer nicht näher bekannten, offenkundig aber systematisch organisierten Produktionsstätte des Wiener Raums der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist eine Handschrift von Rudolfs von Ems ›Weltchronik‹ überliefert (Wien, ÖNB, cod. 2690), in deren Text, oft mitten im Satz, Bildanweisungen eingelassen sind, ohne daß der benötigte Raum für diese Illustrationen freibleib. Er wird statt dessen durch die Anweisungen bezeichnet, die einem gleichbleibenden Muster von Illustrationsbeschreibung und Bemessung des dafür benötigten Raums folgen. Einzelne Beispiele seien zitiert:

Hie beschef vnser. herre Adam und even. vnd sullen zehen linien ler sten. (ÖNB 2690, fol. 2^{ra})

Hie sol di arche sten. vnd wol ein halp plat ledic. (Ebd., fol. 7^{ra})

Hie fichtet Abraham mit den heiden. vnd sol ein halbe teil eins halben plates ledic sten. (Ebd., fol. 23^{rb})

tenen Produktionsnotiz, vgl. ebd., S. 69–72, sowie den Abdruck ebd., S. 239f.

68 SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 1, S. 106. Vgl. auch schon ebd., S. 81 mit Anm. 187 (bzw. unten, Anm. 80), sowie ebd., S. 90 und 106.

69 VON BLOH [Anm. 65], S. 213–215.

70 RAPP [Anm. 1], S. 183–185. Auch FASBENDER [Anm. 2], S. 116, vermutet, daß Lauber für seine Produktion von Konrads von Megenberg ›Buch der Natur‹ in den frühen 1440er Jahren ein Werkstattexemplar besaß, dessen Text er mehrfach übernahm.

Hie brach Sampson die purgetor zu gaza [...]. Über der Anweisung Vermerk: m[iniatura] xiiij. li[ncarum]. (Ebd., fol. 97^{rb})

Hie wart die arche gevangen von den heiden [...]. Darüber: m[iniatura] xxx. li[nearum] p[er]am[bas] coll[onnas]. (Ebd., fol. 96^{ra})⁷¹

Ähnlich gestaltete Exemplare vermutet RAPP für die Lauber-Produktion, schränkt jedoch ein, daß die Bezeichnung des Illustrationsraums dort entfiel, da er bei Lauber auf Seitengröße genormt war.⁷²

Solche Überlegungen bleiben spekulativ. Prinzipiell zutreffend aber scheint die Grundannahme RAPPs und schon KAUTZSCHs: Der Lauber-Betrieb muß über einen Vorlagenvorrat verfügt haben und die Bücher aus diesem Vorrat wiederholt als Exemplare für Neuproduktionen benutzt haben. Die Überlieferung von ›Flore und Blanscheflur‹ läßt eine im Abstand von über zwei Jahrzehnten in Hagenau verwahrte Handschrift erschließen, die zur Vorlage beider erhaltener Ausfertigungen des Romans wurde. Auch der anders gelagerte Fall der ›Parzival‹-Überlieferung belegt mit der Heidelberger und der Dresdner Handschrift die wiederholte Benutzung derselben Vorlage in allerdings kleinerem Zeitfenster. Es ist jedoch der erschlossene ›Flore‹ *HB, der die deutlichsten Hinweise liefert: Die Mikrountersuchung der gemeinsamen Sprachmerkmale beider Codices schließt aus, daß es sich dabei um eine zeitgenössische, in der Werkstatt selber angefertigte Abschrift handelte. Vielmehr muß ein altes, spätestens dem beginnenden 14. Jahrhundert entstammendes Exemplar unmittelbar zugrundegelegen haben. Die mit hoher Wahrscheinlichkeit erst auf die Lauber-Produktion zurückgehende, typische Kapitelgliederung mit den dazugehörigen Überschriften wird diese Handschrift *HB nicht enthalten haben.

Mindestens für den Fall des ›Flore‹ also ist die Hypothese auszuschließen, daß der Lauber-Betrieb eine auf welchem Weg auch immer erworbene, ältere Vorlagenhandschrift in ein Arbeitsexemplar kopierte, ihren Text dabei durch die typische Gliederung aufbereitete und das so entstandene Muster im Vorlagenvorrat lagerte (oder: es nach einiger Zeit der Benutzung abverkaufte und durch einen neugestalteten Prototyp ersetzte). Vielmehr muß die fremde, ältere Handschrift selber zum Musterexemplar geworden und als solches über Jahrzehnte in Hagenau aufbewahrt worden sein – fraglos übrigens das ökonomischste und auch von daher wahrscheinlichste Verfahren.

Als Beilage oder als Beischrift, etwa in Form eingetragener Randnotizen, zu diesem Handexemplar aber müssen normierte Maler- und Schreiberanweisungen existiert haben, die die jeweils gleiche Gestaltung der produzierten Abschriften garantierten.⁷³

71 Zitiert nach DANIELLE JAURANT, Rudolfs ›Weltchronik‹ als offene Form. Überlieferungsstruktur und Wirkungsgeschichte, Tübingen/Basel 1995 (Bibliotheca Germanica 34), S. 244–248; vgl. die Beschreibung der Handschrift ebd., S. 238–248.

72 RAPP [Anm. 1], S. 184.

73 Die jüngere Berliner Handschrift des ›Flore‹ überliefert dieses Gestaltungsprogramm allerdings in ihrer zweiten Hälfte in modifizierter Form, die vermutlich Resultat einer Überarbeitung im Schreibprozeß ist. Dazu CHRISTINE PUTZO, Stoffgruppe ›Flore und Blanscheflur‹, in: Katalog der deutschsprachigen illustrierten Handschriften des Mittelalters, begonnen von HELLA FRÜHMORGEN-VOSS und NORBERT H. OTT, hg. von ULRIKE BODEMANN [u. a.], Bd. 4,2, München 2010 (Veröffentlichungen der Kommission für Deutsche Literatur des Mittelalters der Bayerischen Akademie der Wissenschaften), S. 513–524, hier S. 514 u. S. 517.

Eine der Zwischenüberschriften aus der Hagenauer ›Flore‹-Überlieferung legt nahe, daß diese Anweisungen in Form der aus vielen Lauber-Handschriften, darunter dem Berliner ›Flore‹ und dem Heidelberger wie Dresdner ›Parzival‹,⁷⁴ bekannten Kapitelregister gestaltet waren und dem Musterexemplar möglicherweise in einzelnen Blättern oder Faszikeln beilagen. Im Kapitelregister des Berliner ›Flore‹ lautet der Titel des sechsten Kapitels:

Das sehsfte alfo flore zu der hertzöigin kam / Vnd gar herlich entpfangen wart / Vnd in sin vatter enweg schickete Vnd wolte darnach blanschefur gedötet han (Ms. germ. fol. 18, fol. 3^r, Interpunktion der Handschrift)

Bei der Abschrift des Romantextes kürzte der Schreiber, Diebold Lauber, die Überschrift um den letzten Satz. Sie lautet in B nur:

Das sehsfte Cappittel Alfo Flore zu der hertzöiginne kam vnd schöne vnd fruntliche von ir entpfangen wart / (Ebd., fol. 39^v)

Die ältere Heidelberger Handschrift dagegen gibt an entsprechender Stelle den vollen Wortlaut der Langversion im Berliner Kapitelregister:

Alfo flore zü der hertzogin kam vnd enpfangen wart gar herlich vnd in sin vatter enweg schickete vnd wolt do noch blanschefur getötet han // (Cod. Pal. germ. 362, fol. 40^r)

Dem Heidelberger Schreiber muß also der volle Satz, wie ihn auch das Berliner Register bezeugt, bereits vorgelegen haben. Belegt ist damit – erstens – die einzelbuchunabhängige Existenz der Kapitelüberschriften. Will man zudem nicht davon ausgehen, daß B sein Register aus Randeintragungen der Musterhandschrift separat zusammensetzte und die Überschriften anhand derselben Eintragungen im Verlauf der Abschrift erneut kopierte, ist dies – zweitens – ein deutlicher Hinweis auf die Existenz eines separaten Registers, das den Schreibern als Arbeitsanweisung diente und das getrennt von einer einmal gefertigten Handschrift (hier: H) verwahrt wurde.

Diese Beobachtungen stehen im Gegensatz zu denen RAPPs an den Lauberschen Historienbibeln. RAPP stellt fest, daß Fehler der Kapitelüberschriften im laufenden Text auch im Register erscheinen. Ihre Schlußfolgerung, das Register müsse »individuell für jede Handschrift aus dem Text exzerpiert« worden sein,⁷⁵ ist allerdings nicht zwingend. Auch eine beiliegende Registervorlage, die gleichzeitig als Vorlage für die Zwischenüberschriften diente, würde die Entsprechungen erklären. Separate Vorlagen für Kapitelüberschriften und Register eines Buches scheinen eine gebräuchliche Technik organisierter mittelalterlicher Buchherstellung gewesen zu sein: Das gleiche Verfahren stellen etwa auch MÜLLER an zwei ›Sachsenspiegel‹-Handschriften des 14. Jahrhunderts sowie ROUSE/ROUSE für Bücher aus der Pariser Produktion um Richard und Jeanne de Montbaston (14. Jahrhundert) fest.⁷⁶

74 Im Fall der Dresdner ›Parzival‹-Handschrift ist dieses Register nur fragmentarisch erhalten und steht durch Fehlbindung am Ende des Codex.

75 ANDREA RAPP, Die Standardisierung eines mittelalterlichen Textes durch den Verleger. Bruder Philips ›Marienleben‹ in der Ausgabe Diebold Laubers (Hagenau, 15. Jahrhundert), in: Quelle – Text – Edition. Ergebnisse der österreichisch-deutschen Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft für germanistische Edition in Graz vom 28. Februar bis 3. März 1996, hg. von ANTON SCHWOB [u. a.], Tübingen 1997 (Beihefte zu editio 9), S. 97–108, hier S. 104.

76 BÄRBEL MÜLLER, Kapitelverzeichnisse und ›Sachregister‹ zum Sachsenspiegel in Mgf 10 und in der Wolfenbütteler Bilderhandschrift des Sachsenspiegels, in: Der Sachsenspiegel als Buch, hg. von RUTH SCHMIDT-WIEGAND und DAGMAR HÜPPER, Frankfurt a. M. [usw.] 1991 (Germanistische

Wahrscheinlich ist, daß diese separate Anweisung mit Hinweisen am Rand des Musterexemplars – also der auswärts erworbenen älteren Handschrift – kombiniert war, die den Schreibern die vorgesehene Plazierung der Einschnitte und Überschriften anzeigten. Diese Annahme wird durch einen Fehler der Berliner ›Flore‹-Handschrift indizienhaft gestützt: Nach Ende des 11. Kapitels (V. 2666) läßt B beim Beginn des 12. (dort V. 2707) einen Abschnitt von 20 Versen aus und schafft damit eine sinnstörende Lücke, die im Gegensatz zu den für die ganze Handschrift bezeugten, eher amplifizierenden Bearbeitungstendenzen des Schreibers steht.⁷⁷ Es scheint sich um ein Versehen zu handeln, das nur erklärbar ist, wenn man davon ausgeht, daß dem Kopisten kein bereits durch Kapitel und Überschriften strukturiertes, sondern nur ein durch Referenzen – am wahrscheinlichsten den Eintrag der römischen Kapitelnummer⁷⁸ – markiertes Exemplar vorlag: Er scheint nach Eintragung der Überschrift an der korrekten Stelle versehentlich nicht am markierten Absatzeinschnitt, sondern am schon kurz darauf folgenden, nächsten Absatz fortgefahren zu sein.

Diese Praxis muß nicht für alle Phasen oder Fertigungszusammenhänge der Lauber-Werkstatt gleichermaßen gegolten haben. Sie mag von Faktoren wie der dauerhaften oder nur vorübergehenden Verfügbarkeit des fremden Exemplars,⁷⁹ vielleicht auch von der Textsorte⁸⁰ beeinflusst worden sein – das an den ›Flore‹-Handschriften

Arbeiten zu Sprache und Kulturgeschichte 1), S. 143–168; RICHARD H. ROUSE/MARY A. ROUSE, *Illiterati et uxorati. Manuscripts and their makers. Commercial book producers in Medieval Paris 1200–1500*, 2 Bde., Turnhout 2000, Bd. 1, S. 181, 185f. und bes. S. 248–250; dazu auch MARTINA BACKES, *Geordnete Texte. Zur Geschichte und Entwicklung von Rubriken in deutschen und französischen Romanen des Mittelalters*, *Wolfram-Studien* 19 (2006), S. 301–315, hier S. 307. Vgl. ferner den Beitrag von CHRISTOPH FASBENDER im vorliegenden Band sowie unten, S. 194. Zur antiken Literatur (und ihrer mittelalterlichen Überlieferung) vgl. die entsprechenden Beobachtungen bei BIANCA-JEANETTE SCHRÖDER, *Titel und Text. Zur Entwicklung lateinischer Gedichtüberschriften. Mit Untersuchungen zu lateinischen Buchtiteln, Inhaltsverzeichnissen und anderen Gliederungsmitteln*, Berlin/New York 1999 (*Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte* 54), S. 93–159.

77 Dazu oben, S. 169.

78 Ein solches Verfahren war den Mitarbeitern der Produktion vertraut: Es entspricht optisch dem aus der ›Werkstatt von 1418‹ bekannten Gebrauch, numerierte Illustrationen durch den Randeintrag einer römischen Ziffer mit dem entsprechenden Textabschnitt zu verbinden. Vgl. dazu SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 1, S. 13, mit den Handschriftennachweisen ebd., Anm. 93. Das System einer gleichzeitigen Bild- und Kapitelnumerierung, wie es die späteren Handschriften Laubers kennzeichnet, scheint sich aus dieser Vorform erst entwickelt zu haben.

79 ARNOLD OTTO (›der schlecht weg zuo dem himelrich‹. Ein oberrheinisches Erbauungsbuch. Edition und Kommentar, Berlin 2005 [Texte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit 42], S. 67) vermutet, daß die Vorlagenbeschaffung bei Lauber über ein ähnliches Tauschsystem abgewickelt wurde, wie es die Untersuchungen THOMAS KOCKS (*Die Buchkultur der Devotio moderna. Handschriftenproduktion, Literaturversorgung und Bibliotheksaufbau im Zeitalter des Medienwechsels*, 2., überarb. u. erg. Aufl., Frankfurt a. M. [usw.] 2002 [Tradition – Reform – Innovation 2], S. 54–78) für die geistliche Buchkultur des Spätmittelalters belegen. Auf einen Tauschvorgang weist in der Tat die Eintragung eines mit der Lauber-Werkstatt in Zusammenhang stehenden Unbekannten in eine Sammelhandschrift aus dem Besitz Sigismund Gossembrots; dazu SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 1, S. 1, S. 240f., sowie PUTZO [Anm. 9, in Druckvorbereitung].

80 So könnten etwa bei den Historienbibeln, einem unmittelbar zeitgenössischen Produkt, das im Arbeitszusammenhang um Lauber auch textuell redigiert wurde (dazu RAPP [Anm. 1]) und zudem möglicherweise schon mit Zwischenüberschriften tradiert wurde (dazu SAURMA-JELTSCH

zu beobachtende Verfahren jedoch ist zweifellos das praktischste, ökonomischste, zeitsparendste und zudem flexibelste: Es erlaubte die schnelle und übersichtliche Neukonzipierung späterer Ausfertigungen eines Buchs durch bloße Überarbeitung des beiliegenden Anweisungsblatts und, sofern für nötig befunden, Veränderung der Markierungszeichen in der ›Ur‹-Handschrift.

So erklären sich möglicherweise Phänomene wie der auffällige Befund der drei Lauber-Handschriften des ›Trojanerkriegs‹ Konrads von Würzburg mit Fortsetzung,⁸¹ den auch SAURMA-JELTSCH⁸² hervorhebt: Die drei Handschriften hängen textkritisch so eng zusammen,⁸³ daß BARTSCH eine gemeinsame Vorlage annahm,⁸⁴ weisen aber voneinander abweichende Zwischenüberschriften und auch unterschiedlich konzipierte Illustrationsprogramme auf.⁸⁵ Der Wortlaut der Überschriften ist mir nur für Wü und Z zugänglich,⁸⁶ doch lassen Formulierungsanklänge wie etwa fol. 48^r Wü an fol. 30^r Z, fol. 73^v Wü an fol. 7^r Z oder fol. 128^v Wü an fol. 90^v Z vermuten, daß sie trotz aller Verschiedenheit nicht unabhängig voneinander entstanden. Ob ein zur Werkstattaustattung gehöriges Anweisungsblatt zugrundelag und wie sich die zeitnah zueinander datierten Handschriften zueinander verhalten, müßte allerdings neben einem genaueren Vergleich der Überschriften (unter Einbezug des nur in B₁ enthaltenen Registers) vor allem die vergleichende sprachliche und graphemische Analyse des jeweils überlieferten Romantextes klären. Auch die Relation der ›Wilhelm von Orlens‹-Handschriften s, c und h, auf die die Beobachtungen CHRISTOPH FASBENDERS im vorliegenden Band neues Licht werfen, belegt eine separate Tradierung von Register- bzw. Überschriftentext und Romantext.

Daß auf diese Weise verfahren wurde, sofern es die Umstände irgend zuließen, scheint die plausibelste Variante unter den denkbaren Hypothesen zur Verwaltung der Vorlagenexemplare in der Hagenauer Produktion um Diebold Lauber. Dafür spricht auch, daß bei jedem einmal fertig gestellten Lauber-Buch aus wirtschaftlicher Perspektive

[Anm. 3], Bd.1, S.81) andere Bedingungen gegolten haben. SAURMA-JELTSCH, ebd., S.81 mit Anm.187, wertet einen gemeinsamen Fehler zweier Historienbibeln Laubers als Beleg dafür, daß in diesem Fall eine Handschrift aus eigener Produktion, die bereits mit Zwischenüberschriften und Illustrationen ausgestattet war, als Vorlage einer weiteren diente: Die Historienbibeln Zürich, Zentralbibliothek, C5, fol.376^r/378^v, und München, Bayerisches Nationalmuseum, Bibl. 2502, fol.739^r/744^r, vertauschen an gleicher Stelle Illustration und Überschrift eines Bild-einschnitts: Beide illustrieren die Überschrift zur Kreuztragung mit einer *Ecce Homo*-Darstellung, die Überschrift zur Kreuzannagelung dagegen mit einer Kreuztragung. SAURMA-JELTSCHS Schluß ist denkbar, aber nicht zwingend: Auch ein ganz oder teilweise schon mit Illustrationen versehenes Exemplar anderer Provenienz, das als Arbeitsvorlage präpariert wurde, würde den gemeinsamen Fehler erklären.

81 Berlin, SBB-PK, Ms. germ. fol.1 (Sigle B₁ [alt: c]); Leutkirch, Fürstlich Waldburg-Zeil'sches Gesamtarchiv, Schloß Zeil, ZAMs 37 (Sigle Z [b]); Würzburg, UB, M. ch. f. 24 (Sigle Wü [d]).

82 SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd.1, S. 81.

83 So zuletzt: ELISABETH LIENERT, Die Überlieferung von Konrads von Würzburg ›Trojanerkrieg‹, in: Die deutsche Trojalliteratur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, hg. von HORST BRUNNER, Wiesbaden 1990 (Wissensliteratur im Mittelalter 3), S. 325–406, hier S. 390–393.

84 KARL BARTSCH, Anmerkungen zu Konrads Trojanerkrieg, Stuttgart 1858 (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 133), S. XXVII–XXIX.

85 Zu letzteren: LIESELOTTE E. STAMM-SAURMA, Die Illustrationen zu Konrads Trojanerkrieg, in: Das ritterliche Basel. Zum 700. Todestag Konrads von Würzburg, hg. von CHRISTIAN SCHMID-CADALBERT, Basel 1987, S. 62–68.

86 Wü: HANS THURN, Handschriften aus benediktinischen Provenienzen, Bd.1, Wiesbaden 1973 (Die Handschriften der UB Würzburg 2), S. 50–53; Z, soweit noch erhalten: LIENERT [Anm. 83], S. 336–339.

das primäre Interesse sein mußte, es schnellstmöglich abzuverkaufen. Es zuvor als Muster für weitere Ausfertigungen zurückzuhalten, bedeutete, seinen Gegenwert in Geld zu stunden. Alte, für die werkstatteigene Aufbereitung präparierte Codices wie *HB dagegen mögen aus heutiger Perspektive kulturell und auch materiell ungleich kostbarer sein als die in größerer Zahl erhaltenen spätmittelalterlichen Handschriften – im 15. Jahrhundert aber war ihr ideeller Wert gering und ihr materieller nach Ausweis der häufigen Makulierungen alter Bücher in diesem Zeitraum⁸⁷ nicht selten identisch mit dem ihres Beschreibstoffs.

5. ›Parzival‹: Ein Sonderfall?

Wie aber erklärt sich der Befund der Hagenauer ›Parzival‹ Überlieferung, der diesem, vorerst nur durch den Fall des ›Flore‹ bestätigten Bild völlig entgegensteht? Argumntiert werden kann nur hypothetisch. GABRIEL VIEHHAUSER-MERY vermutet mit Blick auf den erschließbaren schlechten Zustand von *m, der Vorlage des Wiener ›Parzival‹,⁸⁸ daß mit diesem, nicht erhaltenen Codex ein wiederholt gebrauchtes, bereits abgenutztes »reines Werkstattexemplar« greifbar wird.⁸⁹ Das trifft wahrscheinlich zu, scheint mir allerdings gerade aufgrund der rekonstruierbaren Seitenidentität mit m und der damit zusammenhängenden Vermutung, daß bereits *m das in m überlieferte Illustrationsprogramm mit Überschriften enthielt, nicht die vollständige Erklärung zu sein. Daß ein vollausgestattetes, aber beschädigtes und für den üblichen Vertrieb nicht vorgesehenes Exemplar sich im Besitz Diebold Laubers befand, deutet darauf hin, daß er es nicht selber hergestellt hatte, sondern es einem anderen Produktionskontext entstammte.

Die sogenannte ›Werkstatt von 1418‹ stellte einige Jahrzehnte vor dem Kreis um Diebold Lauber im elsässischen Raum illustrierte Handschriften her, deren Gestaltung große Ähnlichkeit mit der der späteren Lauber-Produkte aufweist.⁹⁰ Die Bücher der ›Werkstatt von 1418‹ basierten auf dem gleichen Prinzip einer mit gliedernden Zwischenüberschriften versehenen Bild-Text-Organisation, das in verfeinerter Form den späteren Lauberschen »Markenartikel«⁹¹ kennzeichnen sollte. Kompatibilität war damit gegeben. Nach den erhaltenen Exemplaren zu urteilen, scheint ein wichtiger Bestandteil des Programms der älteren Werkstatt zudem gerade die höfische Literatur des 13. Jahrhunderts gewesen zu sein,⁹² die in der Produktion um Diebold Lauber da-

87 Zu Makulierungen schon im 15. Jahrhundert SCHIROK 1982 [Anm. 33], S. 64.

88 Vgl. oben, S. 180.

89 STOLZ/VIEHHAUSER-MERY, in diesem Band, S. 152.

90 Vgl. SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 1, S. 5–59.

91 SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 1, S. 75 [u. ö.].

92 Zehn der neunzehn erhaltenen Handschriften der ›Werkstatt von 1418‹ überliefern Romane oder Heldenepen des 13. Jahrhunderts: Rudolfs von Ems ›Wilhelm von Orlens‹ (zweimal), ›Rosengarten von Worms‹, ›Ortnit‹ (zweimal, einmal davon mit ›Wolfdietrich‹); Ulrichs von Zazikhoven ›Lanzelet‹, Heinrichs von Veldeke ›Eneas‹, Wirnts von Grafenberg ›Wigalois‹, Rudolfs von Ems ›Alexander‹, ›Salman und Morolf. Eine Übersicht der Titel und Handschriftensignaturen bietet die Website des Projekts ›Spätmittelalterliche Bilderhandschriften aus der Bibliotheca Palatina unter <http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/fachinfo/www/kunst/digi/1418/> (25.08.2010).

gegen zunächst keine Rolle spielte, sondern erst ab den späten 1430er Jahren – also in der Phase, in der auch der Wiener ›Parzival‹ vermutlich entstand – das zuvor auf Andachtsbücher und Historienbibeln beschränkte Programm erweiterte.⁹³ Ein Einfluß der älteren Produktion auf die jüngere, möglicherweise auch unmittelbare personale Überschneidungen, sind wiederholt angenommen worden, wenn auch nur in Einzelfällen belegkräftiges Material vorliegt.⁹⁴

Einer von nur zwei Fällen, in denen derselbe Text aus beiden Werkstätten vollständig überliefert ist, belegt die Abhängigkeit des Lauber-Textes von dem der älteren Werkstatt: Bereits VICTOR ZEIDLER wies nach, daß die aus Laubers Werkstatt stammende, heute Den Haager Handschrift h des ›Wilhelm von Orlens‹ Rudolfs von Ems und der in der ›Werkstatt von 1418‹ entstandene, heute Stuttgarter Codex s des gleichen Textes auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen.⁹⁵ Auch der Hinweis SAURMA-JELTSCHS, daß eine Reihe von Lauber-Handschriften Makulaturmaterial »von Arbeiten, die vom Dialekt her, nach der Art der Schrift, des Layouts und des Inhalts werkstatteigene Schriften sein müssen«, enthalten,⁹⁶ könnte einschlägig sein: Daß Lauber »werkstatteigene« Handschriften typischen Layouts makuliert haben sollte, ist fast auszuschließen. Alle von SAURMA-JELTSCH genannten Eigenschaften aber verbinden die fraglichen Handschriftenreste auch mit der älteren ›Werkstatt von 1418‹. Daß diese Spuren zudem erst »ab den mittleren vierziger Jahren«⁹⁷ nachzuweisen sind, also gerade in dem Zeitraum, in dem Lauber sein Programm um Texte der klassischen höfischen Literatur erweiterte, die die ›Werkstatt von 1418‹ einige Jahrzehnte zuvor gezielt kopiert zu haben scheint, wirft die Frage auf, ob die jüngere Werkstatt die entsprechenden Textvorlagen vor diesem Zeitpunkt womöglich systematisch und gebündelt aus den Beständen der älteren bezogen hatte – oder ob andersherum die vermeintliche Modifizierung des Lauberschen Programms, die SAURMA-JELTSCH beschreibt,⁹⁸ in Wirklichkeit nur das Resultat einer aus unbekanntenen Gründen plötzlich verfügbaren neuen Vorlagengruppe aus dieser Quelle ist.

Die erhaltene Wiener Handschrift des ›Parzival‹ weist eine Reihe von Besonderheiten auf, die sie vom typischen Produkt der jüngeren Werkstatt unterscheidet. So ist insbesondere die Zahl der Illustrationen für einen Text dieses Umfangs ungewöhnlich gering: Den über 1000 Seiten der Abschrift entsprechen nur 25 Illustrationen. Daneben fällt auf, daß der Wiener ›Parzival‹ im Gegensatz zu den zwei wenig jüngeren Handschriften n und o kein Register besitzt⁹⁹ und auch die bei Lauber sonst übliche römische Zählung der Kapitel bzw. Bilder fehlt. Alle diese Merkmale weisen auf die ›Werkstatt von 1418‹: Die im Vergleich zu Laubers Artikeln geringe Illustrationsdichte der dort produzierten Bücher beschreibt SAURMA-JELTSCH als besonders auffallendes

93 SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 1, S. 109–111.

94 Vgl. RAPP [Anm. 1], S. 149 [u. ö.].

95 VICTOR ZEIDLER, Untersuchung des Verhältnisses der Handschriften von Rudolfs v. Ems ›Wilhelm von Orlens‹, in: Achtzehnter Jahresbericht der deutschen Staatsrealschule in Karolinenthal, Prag 1894, S. 3–56, hier S. 17f., S. 22 und S. 56. Vgl. auch ERIKA WEIGELE-ISMAEL, Rudolf von Ems: Wilhelm von Orlens. Studien zur Ausstattung und zur Ikonographie einer illustrierten deutschen Epenhandschrift des 13. Jahrhunderts am Beispiel des Cgm 63 der Bayerischen Staatsbibliothek München, Frankfurt a. M. [usw.] 1997 (Europäische Hochschulschriften XXVIII: 285), S. 32; SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 1, S. 10 mit Anm. 55, sowie den Beitrag von CHRISTOPH FASBENDER im vorliegenden Band.

96 SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 1, S. 90; vgl. auch ebd., S. 106.

97 Ebd., S. 90.

98 Vgl. oben mit Anm. 93.

99 Zum fragmentarischen Register der Dresdner Handschrift oben, Anm. 74.

Kennzeichen der älteren Werkstatt;¹⁰⁰ Register kamen erst in der Spätphase dieser Produktion auf und begleiteten die zuvor entstandenen Bücher in der Regel nicht;¹⁰¹ wohl im Zusammenhang damit bildete sich auch das System der Kapitelnumerierung zunächst nicht heraus.¹⁰² Alle aus der ›Werkstatt von 1418‹ erhaltenen Handschriften verraten eine präzise Lagenplanung, wie sie nach den obigen Überlegungen die Vorlage des Wiener ›Parzival‹ aufgewiesen haben könnte.¹⁰³ Auch die für Laubers Produktion untypischen Zwischenüberschriften auf *Wie...* des Wiener ›Parzival‹ (statt des wohl genormten¹⁰⁴ *Alfô...*, das die beiden anderen Handschriften durchgängig aufweisen) wären vor dem Hintergrund einer Provenienz aus der älteren Werkstatt plausibel: Davon daß die 25 in m überlieferten Tituli (wie auch die sechs ohne Bildzusammenhang inserierten Rubrikaturen;¹⁰⁵) in ihrer Formulierung auf die ›Werkstatt von 1418‹ zurückgehen, wäre auszugehen. Beginne auf *Wie...* sind dort häufig, ganz regelmäßig etwa in der Heidelberger ›Eneas‹-Handschrift, zu beobachten; *Alfô...* scheint dagegen wenig gebräuchlich.¹⁰⁶

Auch ein letzter Gesichtspunkt, der in der Forschung bereits wiederholt thematisiert, bis vor kurzem jedoch nicht zutreffend erfaßt wurde, fügt sich in die These einer Provenienz der Vorlage *m aus der älteren Werkstatt: Von den Bearbeitern der drei Handschriften scheinen, so der Forschungsstand, nur die der Wiener Handschrift, und zwar sowohl Schreiber als auch Illustrator, über Textkenntnis verfügt zu haben.¹⁰⁷ Während n und o Szenen der Handlung häufig falsch illustrieren – manchmal in Folge einer schon falschen Überschrift –, sind in der Wiener Handschrift die weit überwiegende Mehrzahl der Illustrationen und mit einer Ausnahme auch alle Zwischenüberschriften handlungskorrekt. Gerade diese Ausnahme aber weist auf den richtigen Wortlaut der Vorlage. Alle

100 SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 1, S. 37; vgl. auch ebd., S. 12f., zur hohen Variabilität der Illustrationsdichte.

101 SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 1, S. 8f.

102 Ebd., S. 13f.

103 Vgl. oben, S. 180. Zur Lagenplanung in der ›Werkstatt von 1418‹ SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 1, S. 7.

104 Da die Zwischenüberschriften der einzelnen Handschriften in vielen Fällen nicht und in den anderen verstreut publiziert sind, ist keine gesicherte Aussage möglich. Auch der Wiener ›Parzival‹ schaltet ab der Illustration auf fol. 294^v auf *Alfô...* um; dazu auch unten, Anm. 114 und S. 194. Die Zwischenüberschrift fol. 37^r m beginnt mit *Von...*, fol. 216^v m mit *Hie...*.

105 fol. 13^v, 92^r, 117^r, 164^v, 204^r, 365^r; vgl. die Transkriptionen bei STEPHAN-CHLUSTIN [Anm. 33], S. 72, Anm. 428; S. 92, Anm. 491; S. 101, Anm. 509; S. 113, Anm. 537; S. 119, Anm. 553; S. 155, Anm. 639. Vier dieser Rubrikaturen beginnen mit *Wie...*, zwei (fol. 13^v, 365^r) mit *Alfô...*.

106 Heidelberg, UB, Cod. Pal. germ. 403 (faksimiliert unter <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg403> [13.12.2010]). Die Zusammenstellung von Abbildungsseiten aus verschiedenen Codices der ›Werkstatt von 1418‹ bei SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 2, S. 143–158 und Tafel 1–10, belegt unter verschiedenen möglichen Mustern (*Wie...*, *Hie...*, *Das...*, *Von...*) Beginne auf *Alfô...* nur selten.

107 Vgl. SCHIROK 1982 [Anm. 33], S. 136–142; STAMM-SAURMA [Anm. 31], S. 47–50, bes. S. 49 (›d[ie] für eine Lauber-Handschrift außerordentlich ungewöhnliche Nähe des [...] Bildes zum Text‹) mit Anm. 40; STEPHAN-CHLUSTIN [Anm. 33], S. 68–185 (bes. S. 180–182) und S. 273f. Zum im folgenden diskutierten Fall vgl. SCHIROK 1985 [Anm. 33], S. 185; SCHIROK 1982 [Anm. 33], S. 136; STAMM-SAURMA [Anm. 31], S. 47–49; STEPHAN-CHLUSTIN [Anm. 33], S. 137–139; SABINE OBERMAIER, Lesen mit den Augen der Illustratoren. Mittelalterliche und neuzeitliche Blicke auf Wolframs *Parzival*, Gutenberg-Jahrbuch 80 (2005), S. 22–41, hier S. 34.

drei Handschriften betiteln die Illustration der Begegnung Parzivals mit dem Grauen Ritter in Buch IX falsch, nämlich, indem sie einen Kampf der beiden ankündigen:

Wie parcifal dem grawen riter justierē (m, fol. 289^v)

Alfo parcifal mit dem grouwen ritter justierte vnd stach (n, fol. 329^v)

Alfo parcifal mit dem grawen ritter j[usti]erte vnd stach (o, fol. 313^v)¹⁰⁸

Die Illustratoren der Heidelberger und der Dresdner Handschrift malen, der falschen Anweisung entsprechend, ein handlungswidriges Bild: eine Kampfszene. Nur der Illustrator der Wiener Handschrift hat, in einer Formulierung SCHIROKS, »den Fehler bemerkt«¹⁰⁹ und stellt, in einer Formulierung STEPHAN-CHLUSTINS, »der Rubrikatur widersprechend«,¹¹⁰ handlungsrichtig die Begegnung des reitenden Parzival mit einem barfüßig pilgernden Mann, Kahenis, und seiner Familie dar. Sowohl SCHIROK als auch STAMM-SAURMA, STEPHAN-CHLUSTIN – die in Folge dieser Beobachtung gar die etablierte Zuschreibung der Illustrationen in m und o an dieselbe Malergruppe in Frage stellt¹¹¹ – und OBERMAIER weisen darauf hin, daß eine ursprüngliche zweite Zeile der Zwischenüberschrift in m getilgt ist, vermuten aber, daß der falsche Titel aus *mno stammt und die Tilgung in m einen unvollständig gebliebenen Korrekturversuch des Schreibers oder Illustrators darstellt. Alle vier übersehen, daß sich bei der Tilgung von zwei bis drei Wörtern der folgenden Zeile schon anhand der Reproduktion SCHIROKS ausschließen läßt, daß hier die Wörter *vnd stach* (o. ä.) getilgt wurden¹¹² und daß zudem das Wort *justiere[n]* der ersten Zeile offenkundig ein späterer, wenn auch von verwandter, womöglich gleicher Hand stammender Zusatz ist. Erst VIEHHAUSER-MERY, der auf die Fehlinterpretation der Korrektur als erster hinwies, stellte zudem fest, daß dieses Wort über ein früheres, wie auch die Folgezeile mit weißer Farbe getilgtes geschrieben wurde.¹¹³ Auf eine ursprünglich andere Formulierung weist auch der von n und o syntaktisch abweichende Beginn der erhaltenen Zeile in m. Aller Wahrscheinlichkeit nach bezeichnete diese Formulierung den Handlungszusammenhang ursprünglich richtig, und die erhaltene richtige Illustration folgt einerseits dieser Anweisung, andererseits möglicherweise auch der schon in *m enthaltenen zutreffenden Darstellung, die mit Details wie der Barfüßigkeit und der Begleitung Kahenis' durch seine

108 Vgl. die Abbildungen dieser Seiten bei SCHIROK 1985 [Anm. 33], S. 28, 86 und 139; für die Heidelberger und die Dresdner Handschrift auch die entsprechenden Seiten im vollständigen Online-Digitalisat [Anm. 29]. In o ist das Wort *justierte* durch Durchschlag einer rubrizierten Initiale auf der Vorderseite des Blatts nur teilweise lesbar.

109 SCHIROK 1985 [Anm. 33], S. 185.

110 STEPHAN-CHLUSTIN [Anm. 33], S. 137; vgl. auch ebd., S. 180 und S. 182.

111 Ebd., S. 181f. Zur Zuweisung der zwei Handschriften an die Malergruppe A, die verschiedenen Identitäten der jeweils ausführenden Maler gar nicht entgegengestanden hätte, STAMM-SAURMA [Anm. 31], S. 46.

112 SCHIROK 1985 [Anm. 33], S. 28. Es ist deutlich mehr Schrift getilgt. Das erste rasierte Wort lautete vermutlich *der* (so auch STOLZ/VIEHHAUSER-MERY [in diesem Band], S. 161), das folgende Wort bzw. evtl. das erste der folgenden zwei Wörter begann mit einem Buchstaben mit hohem Schaft (STOLZ/VIEHHAUSER-MERY, ebd.: *k*). Der letzte erkennbare Buchstabe scheint ein *t* zu sein (so auch STOLZ/VIEHHAUSER-MERY, ebd.). Etwa in der Mitte ist ein *p* oder ein anderer Buchstabe mit tiefem Schaft erkennbar.

113 STOLZ/VIEHHAUSER-MERY (in diesem Band), S. 160f.

Frau und Kinder den Informationsgehalt der Anweisung übertrifft.¹¹⁴ Daß wie in *m die Verzahnung von Text, Überschrift und Bild sorgfältig und fehlerfrei durchgeführt war, ist für ein Produkt der ›Werkstatt von 1418‹ zu erwarten. Fehlerhafte Überschriften und Bildausführungen, wie sie nicht nur in den ›Parzival-Handschriften n und o zu beobachten sind, sind erst ein Phänomen des stärker rationalisierten und automatisierten, auf Bildfülle setzenden jüngeren Produktionszirkels um Diebold Lauber. Die geradezu auffällig gute Textkenntnis gleich beider m-Bearbeiter sticht aus diesem Zirkel fälschlich heraus: Sie ist auf die Bearbeiter der Vorlage *m zurückzuführen, die auch dadurch als Produkt des gleichen Arbeitszusammenhangs wie n und o fraglich wird.

Zusammenfassend scheint mir im Falle der ›Parzival-Überlieferung aus Laubers Produktion folgendes Szenario vorstellbar: In den 1440er Jahren gelangte Lauber in den Besitz einer Handschrift des ›Parzival‹, die in der ›Werkstatt von 1418‹ gefertigt worden war (*m) – weil er sich um die Ergänzung seines Programms um Klassiker der höfischen Erzählliteratur gezielt bemühte (so die Vermutung SAURMA-JELTSCHS¹¹⁵) oder aber, weil durch unbekannte Umstände eine Gruppe von entsprechenden Vorlagen aus den Beständen der älteren Werkstatt plötzlich verfügbar wurde.¹¹⁶ Dank der Kompatibilität von Gliederung und Bildprogramm mit seinem eigenen Stil war eine sofortige Kopie von Text und Illustrationen ohne weitere Planungen möglich, was sich umso unkomplizierter gestaltete, als auch die Lagenformel übernommen werden konnte und die Papierplanung entfiel. Dieser Abschrift (m) mögen weitere, heute verlorene, gefolgt sein: Eine billigere und zeitsparendere Herstellung jedenfalls ist kaum denkbar, wenn auch das nur spärlich bebilderte, mit schwer übersehbaren Textverderbnissen belastete Endprodukt nicht zu den Glanzstücken der Produktion gezählt haben kann. Schon wenig später entschloß Lauber sich offenbar zur Aufbereitung und systematischen Neuintegrierung des Romans in sein Programm. In diesem Rahmen unterlief das Produkt einer Neukonzipierung, die vor allem darin bestand, das Gliederungs- und Bildprogramm auf insgesamt 63 Bildabschnitte erheblich zu erweitern. (Dieser Prozeß zerstörte allerdings den aus der älteren Werkstatt intakt überlieferten Bild-Text-Bezug.) Daneben wurden wahrscheinlich einzelne, unspezifisch formulierte Überschriften aus *m durch handlungspointierte, attraktiver gestaltete Formulierungen ersetzt und in einem Fall auch der Bildeinschnitt entsprechend verschoben¹¹⁷

114 Die mit dem Fehler in n und o korrespondierende Korrektur in m ist nur dadurch zu erklären, daß einem Besitzer oder auch noch dem Bearbeiter von m eine Handschrift des no-Typs zugänglich oder bekannt wurde. Durchaus denkbar ist, daß die Kollation noch im Kontext der Herstellung, also im Umfeld Diebold Laubers, stattfand. Dafür könnte sprechen, daß die betreffende Bildseite (fol. 289^v, zu 446,1) gerade an der Stelle steht, nach der sich das Muster der Zwischenüberschriften ändert (*Alfo* ...) und nach der auch aufgrund sprachlicher Veränderungen der Abschrift, die schon GEBERT [Anm. 56], S. 98–102, bemerkte, ein Vorlagenwechsel zu erwägen ist: vgl. so bereits STOLZ/VIEHHAUSER-MERY (in diesem Band), S. 158f., ferner unten, S. 194.

115 SAURMA-JELTSCH [Anm. 3], Bd. 1, S. 109–111.

116 Vgl. oben, S. 190.

117 Vgl. fol. 106^r m (*Wie parcifal ze Gurnemanze [sic] kam vnd in der zuht vnd witze lerte*) gegen fol. 122^r n bzw. fol. 112^v o: *Alfo parcipfal vff sine roß zu der burge reit vnd ein schöne Inide [sic] vor der burge stunt do vnder er abe saß vnd sin roß dar an bant* (hier zitiert nach n, nur orthographische Varianten o). Vgl. ferner die abweichenden Überschriften fol. 257^r m gegen fol. 294^v n bzw. fol. 280^v o und fol. 359^r m gegen fol. 407^r n bzw. fol. 386^v o.

sowie die sechs in *m nur durch Rubrikaturen markierten Einschnitte illustriert.¹¹⁸ Gleichzeitig war es gelungen, die defekte Handschrift *m durch eine andere ›Parzival‹-Handschrift (*no) zu ersetzen.

Die an GEBERT (vgl. Anm. 56) anschließenden sprachlichen Analysen VIEHHAUSER-MERYs sowie besonders seine Vergleiche des Versbestandes¹¹⁹ belegen jetzt, daß eine zweite, *no entsprechende Textvorlage bereits im Prozeß der Abschrift von m zum Einsatz kam: Der Sprachgebrauch des Heidelberger und des Dresdner Codex gleicht dem der zweiten Hälfte der Wiener Handschrift, die nach etwa 450,1 einen sprachlichen Bruch erkennen läßt; parallel dazu korrespondiert die sprachliche Gestaltung der Zwischenüberschriften in der zweiten Hälfte von m mit der in n und o.¹²⁰ Unterschiede der Versabfolge in no gegen m sind mit wenigen Ausnahmen nur im ersten Teil der Romanabschriften zu beobachten. Wegen Übereinstimmungen im Überschriftenprogramm in no gegen m auch in der zweiten Romanhälfte setzt VIEHHAUSER-MERY eine weitere Zwischenstufe an.¹²¹ Unter der im vorliegenden Beitrag vertretenen, neuen Perspektive eines separat beiliegenden Anweisungsblatts, das die Ausgestaltung der einzelnen Handschriften regulierte und das nach der oben vermuteten Neukonzipierung nur n und o, noch nicht aber m zugrundegelegt hätte, ist dieser Schluß nicht mehr zwingend. Daß die gleiche Handschrift *no, die später zur Textvorlage für n und o wurde, auch für den zweiten Teil der Abschrift in m verwendet wurde, ist durchaus denkbar.

Daß diese Handschrift in naher textueller Relation zur zuvor verwendeten Handschrift stand, muß Lauber nicht bewußt gewesen sein. Nach den obigen Überlegungen ist aber vorstellbar, daß er sich gezielt um einen guten Text bemüht hatte oder nur einen solchen akzeptiert hätte. Daß das Resultat mit *no aus der gleichen Filiation stammt wie *m, ist nicht überraschend: Wer im elsässischen Raum dieser Jahrzehnte nach einem guten ›Parzival‹ suchte, stieß – wie nicht nur Diebold Lauber, sondern etwa auch Philipp Colin, Claus Wisse und Johann Mentelin,¹²² auf einen Vertreter der Gruppe *mno. Im Falle der gegebenen Konstellation kommen die wohl direkten oder nur über wenige Stufen vermittelten personalen Beziehungen hinzu, die zur ›Werkstatt von 1418‹ bestanden: Daß auch *no dort angefertigt wurde, ist die wahrscheinlichste Alternative.¹²³

Treffen diese Rekonstruktionen zu, dann präparierte Lauber erst mit *no möglicherweise gezielt ein Werkstattexemplar, das dem oben für ›Flore und Blanscheffur‹

118 Vgl. oben, Anm. 105; die Nachweise der entsprechenden Illustrationen in n(o) bietet jeweils STEPHAN-CHLUSTIN [Anm. 33]. Die wahrscheinliche Seitenidentität von *m und m (dazu oben, S. 180f.) belegt allerdings nicht zwingend, daß auch *m an den Stellen, an denen m nur Rubrikaturen ohne Illustration überliefert, keine Bilder enthielt: Sofern die Illustrationen eine Seite ganz oder größtenteils ausfüllten, konnte der m-Schreiber die Textumbrüche seiner Vorlage theoretisch auch ohne Übernahme der Bildseite einhalten.

119 VIEHHAUSER-MERY [Anm. 2], S. 64 und bes. S. 71f.; ebd., S. 105–110.

120 Dazu auch oben, Anm. 104 und 114.

121 VIEHHAUSER-MERY [Anm. 2], S. 108f.

122 Vgl. oben, S. 176 sowie Anm. 40. Zur auffallenden Qualität der elsässischen ›Parzival‹-Überlieferung im 15. Jahrhundert auch HARTL [Anm. 39], S. 158–160, der die Ausstrahlung eines kulturellen Zentrums vermutet. Die ebd. diskutierte Handschrift G^r [L] (vgl. auch oben, Anm. 52) verortet HARTL allerdings wohl fälschlich in den elsässischen Raum: dazu CHRISTINE PUTZO, Cod. germ. 6, in: Von Rittern, Bürgern und von Gottes Wort. Volkssprachige Literatur in Handschriften und Drucken aus dem Besitz der Staats- und UB Hamburg, hg. von EVA HORVÁTH und HANS-WALTER STORK, Kiel 2002, S. 64–67 und 136–141, bes. S. 66.

123 Die überwiegende Identität der Kapitelüberschriften in *no (bzw. n und o) mit den 25 Äquivalenten in m belegt das allerdings nicht, denn Lauber hätte sie aus *m, die in seinem Besitz verblieben sein dürfte, entnehmen können.

erschlossenen und daraus generalisierend beschriebenen Gebrauch entsprochen haben könnte: Über die wohl schon vorhandenen 25 Illustrationen hinaus hätte es wahrscheinlich keine weiteren Bildausführungen, sondern – wie auch zwei Fehler des Dresdner Schreibers nahelegen¹²⁴ – nur den mit Gliederungsmarkierungen versehenen Text sowie Arbeitsanleitungen enthalten, die separat verschriftlicht gewesen sein mögen.¹²⁵ Das Prinzip wäre das gleiche wie im Fall des ›Flore‹: Auch für den ›Parzival‹ hätte Lauber zunächst mit *m, dann mit *no auswärtig erworbene Handschriften in Arbeitsvorlagen verwandelt, die allen folgenden, für den Verkauf bestimmten Handschriften zugrundelagen. Daß die Anschaffung eines zweiten und der Austausch des ersten Exemplars notwendig wurden, hätte sich nur aus dessen mangelhaftem Zustand ergeben.

Die ›Parzival‹-Vorlagen unterschieden sich von der des ›Flore‹ zwar dadurch, daß sie bedeutend jünger waren, teilten mit ihr jedoch die aus philologischer Sicht wichtigste und aus Sicht der Lauber-Forschung vielleicht beachtenswerteste Eigenschaft: Alle enthielten außerordentlich guten Text. Daß das kein Zufall ist, bleibt zu vermuten.

124 Die Heidelberger und Dresdner Handschriften plazieren die Illustration des nächtlichen Besuchs Condwiramurs' an Parzivals Bett (192,1–196,8) mit dazugehöriger Überschrift an unterschiedlichen Stellen: In n erscheint der Bildeinschnitt nach 196,2, in o dagegen erst nach 196,26. (Die Wiener Handschrift kennt diesen Einschnitt nicht.) Zweifellos repräsentiert n die vorgesehene Position, denn das Bild fügt sich dort handlungskonform und auch dem Bebilderungsgebrauch in no entsprechend an das Ende der illustrierten Szene, dem nächtlichen Gespräch Parzivals und Condwiramurs'. In o dagegen erscheint die Miniatur unmittelbar nach dem Umschwenken der Handlung in eine ganz neue Szene, dem Aufmarsch von Clamides Heer: »ein zur Illustration wesentlich unpassenderer Kontext als in Hs. n«, bemerkt bereits STEPHAN-CHLUSTIN [Anm. 33], S. 104, der allerdings der praktische Grund für den Fehler entgeht: Mit 196,2, dem letzten Vers vor dem vorgesehenen Einschnitt, endet in der Dresdner Handschrift (wie auch, nur zufällig übereinstimmend, in der Heidelberger Handschrift) eine Seite, nämlich fol. 136^r. Denkbar ist, daß der Schreiber im Prozeß des Absetzens, Umblätterns und erneuten Ansetzens eine Markierung seiner Arbeitsvorlage übersah und die Abschrift auf fol. 136^v irrträglich mit 196,3 unmittelbar fortsetzte. Als er seinen Fehler bemerkte, fuhr er mit der Abschrift bis zum Ende der begonnenen Seite fort und bezeichnete die dann folgende Rectoseite zur Illustrierung, die so immerhin auf Teile des gegenüberliegenden Texts noch beziehbar ist. – Nur in einem einzigen weiteren Fall unterscheidet sich die Positionierung der Bilder in n und o; auch hier ist eher von einem Fehler des o-Schreibers auszugehen: Der Bildeinschnitt fol. 383^r o (nach 548,13) gegen fol. 403^r n (nach 548,14) ist zwar syntaktisch korrekt und inhaltlich vertretbar, trennt aber ein Reimpaar. Eine so minimale Verschiebung wäre bei einer voll ausgestatteten Vorlage, deren Bildeinschnitt einen Blattwechsel beinhaltet, nur als gezielter Eingriff erklärbar, der hier wenig plausibel erscheint. Im Fall einer Vorlage mit fortlaufendem Verstehtext, die einen bei der Abschrift vorzunehmenden Bildeinschnitt nur durch eine Randmarkierung anzeigt, ist ein entsprechender Fehler dagegen naheliegend.

125 Beide erhaltenen ›Parzival‹-Register allerdings sind, wie von RAPP [Anm. 75] beschrieben und anders als das des Berliner ›Flore‹ (oben, S. 185–187), sicherlich erst nachträglich aus der Romanabschrift exzerpiert worden. Das legen mehrere Fälle nahe, in denen der Wortlaut einer Zwischenüberschrift in n gegenüber o(m) geringfügig variiert – stets mit entsprechender Variation auch im Register: vgl. die Überschriften zu den Kapiteln xvii (fol. 104^r n mit Registereintrag fol. 1^v n gegen fol. 96^r o), xxxvi (fol. 271^r n mit Registereintrag fol. 2^v n gegen fol. 259^v o) und lxi (fol. 499^r n mit Registereintrag fol. 4^r n gegen fol. 440^v m und fol. 467^r o); vgl. ferner VIEHHAUSER-MERY [Anm. 2], S. 83f. mit Anm. 103 sowie ebd., S. 417–420. Auch STEPHAN-CHLUSTINS [Anm. 33], S. 45, Vermutung, das Heidelberger Register stamme von einer an der Romanabschrift nicht beteiligten Hand, würde zu den Beobachtungen RAPPs, ebd., passen.

Anhang: Graphemische Ähnlichkeiten in Bastarden des 15. Jahrhunderts (zu S. 181f.)



Abb. 1 $\langle ie \rangle$ und $\langle ir \rangle$; Schreibung *wirbet*.

Quelle: Heidelberg, UB, Cod. Pal. germ. 339 (\langle Parzival \rangle n), fol. 24^v, Z. 9, und fol. 7^v, Z. 4.



Abb. 2 $\langle E \rangle$ und $\langle G \rangle$.

Quelle: Wien, ÖNB, cod. 2914 (\langle Parzival \rangle m), fol. 358^v, Z. 1 und Z. 17.

Foto: \rangle Parzival-Projekt, Universität Bern.



Abb. 3 $\langle z \rangle$ und $\langle fb \rangle$.

Quelle: Heidelberg, UB, Cod. Pal. germ. 339 (\langle Parzival \rangle n), fol. 9^r, Z. 1 und Z. 11.



Abb. 4 $\langle fr \rangle$ und $\langle fl \rangle$.

Quelle: Wien, ÖNB, cod. 2914 (\langle Parzival \rangle m), fol. 358^v, Z. 24 und Z. 1.

Foto: \rangle Parzival-Projekt, Universität Bern.



Abb. 5 $\langle w \rangle$ und $\langle db \rangle$.

Quelle: Wien, ÖNB, cod. 2914 (\langle Parzival \rangle m), fol. 1^v, Z. 3, und fol. 358^v, Z. 7.

Foto: \rangle Parzival-Projekt, Universität Bern.